

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 56.

Sonntag, 7. März.

1915.

(18. Fortsetzung.)

Dore.

Nachdruck verboten.

Roman von E. Strideberg.

In dem hinterlassenen Briefe schrieb er mir in kurzen Worten, er habe aus bestimmten Gründen — wahrscheinlich hatte ihn mein Mißtrauen doch etwas stutzig gemacht — direkt mit dem Vater seiner Braut in Unterhandlungen treten wollen, und er habe ihm das Geld unter einem „triftigen Vorwand, weil er es gerade liegen habe“, angeboten; ich denke, wahrscheinlich als Vorausbezahlung des Pachtzinses. Der Herr Oberst hat aber seine Absicht, ihn zu unterstützen, durchschaut, sie als eine Ehrenkränkung aufgefaßt, ihn schroff abgewiesen und sich ein für allemal jede Einmischung in seine Privatangelegenheiten verboten. Martin habe darauf mit der Sprache herausrücken und in aller Form um die Hand der Tochter anhalten müssen. Es muß dann eine furchtbare Familienszene erfolgt sein, da es sich herausstellte, daß das Geld tatsächlich zur Tilgung der Schulden der Frau Oberst bestimmt war. Und der Schluß? Ein Brief des Fräulein von Grening — mit der kurzen Benachrichtigung, daß sie einen Mann, der einer so taktlosen Handlungsweise fähig sei, niemals heiraten werde. Außerdem dürfe sie wohl den Anspruch erheben, daß sie in der Ehe weiter leben könne wie bisher, das könne sie aber nicht als Frau eines Mannes, der nicht einmal das freie Verfügungsrecht über zehntausend Mark besitze. Ihr Ehrgeiz bestände nicht darin, in schlechthügeln, billigen Kleidern umherzulaufen, zu buttern, Geflügel zu mästen, Leinentücher zu betwachen und des Abends Patience zu legen, wie die Musterfrauen vom Lande!

„Du mußt nicht glauben, Klaus“, schrieb mir mein Freund, „daß mich ihr Treubruch in den Tod getrieben hat. Seitdem ich weiß, daß mein Idol ein ganz gewöhnlicher kleiner Götz ist, würde ich imstande gewesen sein, mein Herz von ihm zu lösen, aber daß ich mit meiner Ehre habe schacher treiben lassen, die reinsten, edelsten Gefühle meines Innern an eine schmutzige Sache vergeudet, daß ich mich zum Spielzeug in Frauenhänden erniedrigt habe, das ertrage ich nicht! Ich komme mir ganz und gar herabgewürdigt vor, aus Scham vor mir selber gehe ich in den Tod!“

Rittmeister schwieg, von der Erinnerung überwältigt. Nach einer Pause schloß er: „Fräulein von Grening spricht davon, daß mein Freund im Pachtzins rückständig geblieben sei. Ihre Mutter hat damals die zehntausend Mark, die der Oberst enttäuscht zurückgewiesen hatte, sofort als ein „Darlehen gegen Zinsen“ in Anspruch genommen, aber bis heute sind weder Zinsen gezahlt noch ist das Kapital zurückgegeben worden, und das wird auch nie geschehen, da kein Schuldschein existiert, sondern nur die kurze Notiz in Martins Papieren, seine Schwiegermutter habe das Geld als „Darlehen“ erhalten, aber nicht ihr Name. Also bis in den Tod hinein hat er seine Treue und Verschwiegenheit bewahrt...“

Dore, die nicht mit einem Wort seine Erzählung unterbrochen hatte, aber schon längst stehen geblieben war und mit vor Erstaunen und Entrüstung vergrößer-

tem Auge an seinen Lippen hing, tat jetzt einen tiefen, schweren Atemzug.

„O pfui — pfui... so viel Gemeinheit! Aber ist das Mädchen denn auch wirklich Fräulein von Grening? Sie haben nie einen anderen Namen als Biddy gehört, und auch Herrn von Bernbühlers Vater kennt den wahren Namen nicht.“

„Ich hatte sie doch im Café gesehen und habe sie sofort wiedererkannt, als sie das erstemal an jenem Morgen zu Ihnen in den Garten trat, die Angelegenheit datiert ja nur vier Jahre zurück.“

„Welch ein Abgrund von Niedrigkeit! Einen Mann, der sie mit der aufopferungsfähigsten, reinsten Liebe geliebt hat, nennt sie einen Phantasten, der geistig getrübt gewesen sei, und über das Grab hinaus befudelt sie seine Ehre! Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß so viel Schlechtigkeit in dem Herzen eines so liebreizenden Geschöpfes Platz haben kann! Wenn ich sie nur nicht mehr zu sehen brauchte, — ich weiß nicht, wie ich weiter mit ihr verkehren soll.“

„Wenn nun aber gar Heinz von Grening seine Cousine heiraten sollte?“

Dore zuckte sichtlich zusammen, ihr Auge irrte erst umher, sie sagte nichts.

„Sollten Sie noch nicht bemerkt haben, Fräulein Werlich, daß sich Herr von Grening für Fräulein Biddy interessiert?“

„Um Gottes willen, er darf sie nicht heiraten! Welch ein Tor war ich, das noch zu befürworten; o ja, beneidet habe ich sogar manchmal das schöne Geschöpf! Sie kann so in strahlender Sonne wandeln, dachte ich, und du bist solch ein Schattenpflänzchen. Verachten könnte ich mich deshalb, daß ich geholfen habe, ihre Absichten auf Heinz' Hand zu unterstützen. Was nun?“

„Es gibt jemand, der die Heirat verhindern kann, Fräulein Werlich... und das sind Sie.“ Er sagte nichts weiter, denn er sah, daß sie ihn verstanden hatte.

„Erst dafür und nun dawider, welche Rolle spiele ich da und wie werde ich mir selber vorkommen? Aber da gibt es kein Überlegen! — Und Ihnen, lieber Herr Rittmeister, danke ich von ganzem Herzen.“ Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Sie haben vielleicht ein großes Unglück verhütet.“

„Ich habe nur meine Pflicht getan!“ sagte er resigniert, aber als er jetzt ihrem treuen Auge begegnete, das mit so viel innigem Vertrauen auf ihn gerichtet war, kam ihm plötzlich die Größe des Opfers, das er gebracht hatte, zum Bewußtsein. Er hatte den beiden, die sich längst liebten, den Weg zur Vereinigung ebnen helfen, und er zweifelte nicht, daß sie sich nun finden würden. Es stieg ihm heiß in der Brust empor bis zu den Augen, ein wilder Schmerz packte ihn, einen Moment verlor er die Herrschaft über sich. Die ganze verschwiegene tiefe Liebe für seine Schülerin brach aus seinem Blick, er preßte ihre Hand in der seinen, daß sie hätte aufschreien mögen.

Dore stand vor ihm, in der Seele getroffen, ratlos, zitternd, — da kam sie zu sich. Mit aller Gewalt nahm er sich zusammen, sein Atem ging schwer, und nach einer Weile sagte er langsam, tonlos: „Ich habe nur den einen Wunsch, Sie glücklich zu sehen, Fräulein Dore.“

Für den Rest des Tages war Dore völlig unbrauchbar zu jedem Geschäft oder Gespräch. Sie schloß sich im Stiebelzimmer unter dem Vorwand ein, Samen sortieren zu wollen, aber sie rührte nichts an, sie lief ruhelos hin und her, ohne auf das Hereinbrechen der Dämmerung und das Klopfen Tante Riefchens zu achten. Erst als die alte Dame in ihrer Besorgnis mit ihren schwachen Fäusten an die Tür donnerte, kam sie zu sich.

„Du gibst mir wieder gar keine Antwort, Dore“, jammerte die Tante Weinerlich. Da raffte sie sich zusammen und öffnete.

„Wie du aussiehst!“ schrie Tante Riefchen auf, „hast du eine Erscheinung gehabt, Dore, oder bist du krank? Heinz sagt auch, du müßtest wohl krank sein. Aber du antwortest mir ja nie, wenn ich dich frage. Kein Mensch gibt mir Antwort.“

„Ja, ich glaube, ich bin krank“, sagte Dore, sich über die Stirn streichend, „mir ist so wirr . . . so . . . O Tante, Tante, wenn ich doch lieber tot wäre!“ Und sie warf sich der alten, entsetzten Dame ungestüm an den Hals und schluchzte wie ein Kind.

„Lieber Gott im Himmel, da weint sie doch wieder!“ jammerte Tante Riefchen. „Was wird der Heinz sagen, wenn er hört, daß du so krank bist!“

Da plötzlich hörte Dore auf zu schluchzen, unvermittelt jäh war ein Gedanke in ihr aufgeblüht, ein letzter verzweifelter Ausweg. Wenn sie ihn glauben machte, daß sie wirklich krank wäre — wenn sie ihn ahnen ließ, daß das der Grund sei, warum sie ihn nicht heiraten könne? Wenn das ein Frevel war, so möge ihn ihr Gott verzeihen, sie wußte nicht mehr aus noch ein. Hastig ihr Gesicht trocknend, sagte sie: „Sieh, es ist schon vorüber, Tanten, ich bin nur manchmal etwas nervös!“

„Das weiß Gott! Aber krank bist du nebenbei auch, du gestehst es nur nicht ein; kein Mensch sagt mir etwas, und wenn ich frage, bekomme ich keine Antwort.“

Und Tante Riefchen rief sich fast auf in dem Bestreben, zu ergründen, ob Baldrian- oder Pfefferminztee besser zur Bekämpfung des schlimmen Leidens ihres Lieblings sei. Sie beruhigte sich erst, als Dore ihr versprach, am anderen Morgen den Sanitätsrat hereinzurufen, wenn er zu seinem gewohnten Besuch auf dem Schloß vorüberfuhr.

(Fortsetzung folgt.)



Nichts verdächtiger als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren.

Das Leben der Kriegsgefangenen in Deutschland.

Ein Besuch im Lager von Parchim.

Aus den Briefen deutscher Soldaten, die in französische Kriegsgefangenschaft geraten sind, geht hervor, daß dort systematisch die falsche Meinung verbreitet wird, die Behandlung und Ernährung der französischen Kriegsgefangenen in Deutschland sei schlechter als die der deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich. Die Behauptung ist direkt auf die mißtätigen Behörden Frankreichs zurückzuführen, die damit die Absicht verfolgen, eine Verminderung der gelieferten Rationen um die Hälfte der bisherigen Lieferung sowie einige andere Verschlechterungen in der Behandlung zu begründen. Ein Erlaß des französischen Kriegsministeriums enthält die ausdrückliche Bemerkerung, es solle den Gefangenen Gelegenheit gegeben werden, ihre Angehörigen in Deutschland hieran in Kenntnis zu setzen. — Solche Briefe haben unter den Angehörigen unserer Soldaten vielfache Beunruhigung hervorgerufen.

Wer unsere Heeresverwaltung kennt, weiß von vorn herein, daß die französischen Behauptungen unwahr sind. Es geschieht für die Kriegsgefangenen in Deutschland das Menschenmögliche. Und trotz ihrer ungeheuren Zahl würden wir froh sein, wenn unsere gefangenen Soldaten in Feindesland in gesunder und menschlicher Beziehung auch nur annähernd so gut untergebracht wären und behandelt würden. Die folgende Schilderung meines Besuches in einem der großen deutschen Gefangenenlager (bei Parchim), das neuerdings bis zur Aufnahmefähigkeit von 25 000 Gefangenen erweitert ist, legt Zeugnis ab von der bewundernswerten Organisationskraft, mit der unsere Heeresleitung aus dem Nichts heraus ganze Städte hat entstehen lassen, in denen die Gefangenen nicht nur ein gesundes, für manche von ihnen geradezu gesundheitsbringendes Leben führen, sondern auch ein nachweislich zufriedenes Leben, soweit sich das überhaupt in der Kriegsgefangenschaft erreichen läßt.

Die Baracken

Sind je mit 100 Mann belegt. Eine Querwand teilt sie in zwei Teile, der Eingang an den beiden Schmalseiten führt zunächst in einen kleinen Flurraum, von dem links ein besonderer Raum abzweigt, in dem je fünf gefangene Unteroffiziere untergebracht sind. Der Hauptraum enthält die dazugehörigen 45 gefangenen Soldaten. Da die Baracken auf einem ummauerten Hofraum erbaut sind, halten sie die Wärme gut, zumal jeder Raum zwei Öfen enthält, das Unteroffizierszimmer einen, die gesamte Baracke also nicht weniger als sechs. Die Beleuchtung der Räume bis abends 9 Uhr ist elektrisch. Rings um die Baracken sind überdeckte Gräben gezogen zum Abfluß des Regenwassers, neben jeder Baracke befindet sich außerdem eine überdeckte Müllgrube (nicht zu verwechseln mit der Latrinenaushub, die von den dazu errichteten Häusern durch besondere Kommandos geruchlos erfolgt, und zwar aus dem Lager heraus). Für ihre Räume haben die Gefangenen sich in einer dem ganzen Lager dienenden Zimmermannswerkstatt Wandbretter, Tische, Schmel und Bettstellen angefertigt, machen es sich auch sonst so gemütlich wie möglich. Sie schlafen auf Strohfäden, jeder erhält mindestens eine Decke, in vielen Fällen auch zwei. Jeder hat außerdem seine Waschkübel, seinen Schnapf und jede Abteilung einen langen Holztrug zum Auswaschen kleiner Kleidungsstücke. Es sei gleich hier bemerkt, daß, abgesehen davon, am einen Ende des Lagers sich ein besonders Waschhaus befindet, in dem jede Gruppe zwei Tage lang waschen kann. Das heiße Wasser wird aus großen Dampfkesseln geliefert. Die Wasserversorgung innerhalb der einzelnen Gruppen geschieht aus hohen Bassins, die neben den Gruppentrüben auf Türmen in Barackenhöhe angelegt sind und aus Pumpen gespeist werden. Unter dem sandigen Boden befindet sich ein ganz vorzügliches Grundwasser, so daß die Wasserversorgung sehr erleichtert ist.

Sanitäre Einrichtungen.

Außer diesen sich wiederholenden Gebäuden und dem Kommandanturgebäude gehören zum Lager noch ein großes Desinfizier- und Badehaus und die Lazarettbaracken. Diese sind voneinander entfernt auf verschiedenen Ecken des Lagers errichtet. Der Baderaum ist breitflächig und enthält die regulären Desinfizier-Einrichtungen. Es herrscht in ihm die hohe Temperatur eines Badehauses. Besonders praktisch ist die warme Duschvorrichtung, die sich in zwei verschiedenen Höhenleitungen über der Mitte des einen Raumes hingiebt, während der zementierte Boden darunter zum Abfluß des Wassers ähnlich einer Bratpfanne vertieft ist. Ich konnte übrigens feststellen, daß die Gefangenen, die sich im Bade befanden, alles weniger als abgezehrt und unterernährt aussahen. Das Duschen machte ihnen erstliches Vergnügen, und ein Russe, den ich fragte, wie es ihm hier gefiele, sagte freudestrahlend: „Hier man sich kann reinhalten, zwischen die Russen man sich nicht kann reinhalten.“ Die weitere Unterhaltung, in der er auch seine Zufriedenheit in Unterkunft und Ernährung erklärte, ergab, daß er aus der Nähe von Warschau stammte und über die „einheitliche“ Nationalität des russischen Volkes Ansichten hatte, die nicht gerade panslawistisch waren.

Dank der guten Desinfektion und dauernden Sauberkeit sind in dem Lager ansteckende Krankheiten überhaupt nicht vorgekommen. In dem Lazarett, das sich von anderen Feldlazaretten in nichts unterscheidet, befinden sich durchschnittlich noch einmal 100 Kranke (zurzeit 94), die meist an den Folgen des Schlitzengrabenlebens leiden, Rheumatismus und Erkrankung der Atmungsorgane, weniger des Magens,

Das will bei der bisherigen, durchschnittlichen Belegung des Lagers mit 8000 bis 10 000 Mann ebensoviele befragen wie die geringe Sterbeziffer von nur 20 Toten in der ganzen Zeit von sechs Monaten. Es war daher bislang ausreichend, wenn der ärztliche Dienst durch einen Oberarzt und vier Assistenten versehen wurde, die allerdings eine schwere Tätigkeit haben. Denn nach dem Vorbild unserer Kasernen hat das Lager außer dem Lazarett auch eine sogenannte Revierbarade, in der leichte Erkrankungen, Verletzungen usw. behandelt werden und auch die aus den Stappen-Lazaretten entlassenen Verwundeten ihre Nachbehandlung finden. Obwohl es bisher nicht erforderlich war, ist neuerdings auch ein Isolierhaus für 500 Mann errichtet worden, das mit zementiertem Fußboden usw. allen Anforderungen entspricht, für den Fall, daß durch neue Transporte doch seuchenverdächtige Fälle ins Lager gelangen sollten. Auch stehen dem Lager noch zwei Lazarette in der Umgegend zur Verfügung, eines außerhalb Parchim, das andere in der Stadt.

Verpflegung.

Nachdem die Gefangenen morgens um 6 Uhr aufgestanden sind, erhalten sie um 7 Uhr ein Liter Kaffee oder Tee. Das Brot wird ihnen geliefert, und zwar in einer Menge, die berechnet ist im Anschluß an das Quantum, das nach den bekannten, infolge der englisch-französischen Hungerspolitik getroffenen Maßnahmen auf jeden in Deutschland befindlichen Kopf entfällt. In den Kantinen können sie sich Butter, Fettwaren, Wurst und sonstige Dinge hinzukaufen. Nachdem um 8 Uhr die Krankenlisten-Revision erfolgt ist und diejenigen Leute, denen etwas fehlt, dem Revier zugeführt worden sind, geht jeder bis 11 Uhr an seine Beschäftigung. Dann wird das Essen verteilt, und zwar erhält jeder Gefangene etwa fünfviertel Liter einer biden Suppe aus Hülsenfrüchten, Kraut und Fleisch. Früher ist das Fleisch in durchgedrehtem Zustand verwandt worden. Seit längerer Zeit wird es gulaschartig in größere Würfel geschnitten, und seitdem behaupten die Gefangenen, das Essen schmecke besser. Die Zubereitung erfolgt von belgischen und französischen Köchen unter deutscher Aufsicht. Die Lieferung war bisher verpachtet, wird aber von jetzt ab in den Selbstbetrieb des Lagers genommen, insbesondere, weil man dadurch eine weitere Verbesserung der Verpflegung zu erzielen hofft. Abends, nach Ende des offiziellen Dienstes um 6½ Uhr, erhalten die Gefangenen ein Liter Haferschluppsuppe, dazu jetzt allgemein eine Zugabe von Kartoffeln oder Gemüse. Einmal wöchentlich wird Fisch verabreicht. Der Mittagspeisegettel einer Woche, der vom Kommandanten unterschrieben ist, lautete, als ich das Lager besuchte, folgendermaßen: Montag: Erbsensuppe mit Knochenfleisch, Fett und Kartoffeln; Dienstag: Eisbein mit Stedrüben und Kartoffeln; Mittwoch: Graupensuppe mit Knochenfleisch, Fett und Kartoffeln; Donnerstag: Gekochte Fische, Zwiebelsauce und Kartoffeln; Freitag: Bohnensuppe mit Fett, Knochenfleisch und Kartoffeln; Samstag: Weizkohl mit Hammelfleisch und Kartoffeln; Sonntag: Reisuppe mit Rindfleisch und Kartoffeln.

Ich habe selber eine Bohnensuppe mit Fett, Knochenfleisch in Würfeln und Kartoffeln gegessen, die auf dem Speisegettel stand, und muß erklären, daß sie mir so gut geschmeckt hat wie irgend ein Mannschaffessen unserer eigenen Soldaten. Galt man hinzu, daß die Gefangenen außer dem Morgenkaffee und dem Brot abends Quäfersuppe, Wurst und Gemüse erhalten, die Extraktionen derjenigen, die arbeiten, nicht gerechnet, und daß die Kantinen ihnen eine Velebung und Abwechslung dieser Nahrung gestatten, so wird man mit dem besten Willen nicht sagen können, daß ein Staat, der eine Million Gefangene ernähren muß, und den seine Gegner auszuhungern trachten, gewissenhafter vorgehen kann. Das gesamte Aussehen der Gefangenen und ihre eigenen Aussagen bestätigen die gesunde und völlig ausreichende Ernährung. Auf Magen schwache wird außerdem jede Rücksicht genommen. Natürlich ist auch das Essen in den Lazaretten auf den besonderen Krankheitszustand zugeschnitten. Die Militärverwaltung tut also, was in ihren Kräften steht, und führt die Ernährung dieser vielen Hunderttausenden, die ihr obliegt, mit einer Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit durch, wie sie in keinem Lande übertrifft werden kann und in keinem einzigen wohl nur annähernd erreicht wird.

Postverkehr.

Es kommt hinzu, daß die Gefangenen in Parchim täglich ihre 150 bis 200 Pakete aus der Heimat erhalten und täglich 8000 bis 4000 Mark in barem Geld, manchmal auch bis zu

8000, eintreffen. Die Pakete dürfen alle Gebrauchsgegenstände enthalten und soviel Zigarren und Tabak, wie die Gefangenen nur rauchen können. Den Eingang des Geldes quittieren sie in einem Quittungsbuch und erhalten in einem zweiten Buch, das in ihrem Besitz bleibt, von der Lagerverwaltung die Bestätigung. Das Geld wird ihnen jeweils bis zu 20 Mark ausgehändigt. Da viele von ihnen sehr wohl tätig sind, kommt diese liberale Handhabung vielen der Unbemittelten zugute. In diesem Punkte wie in der Frage des Postverkehrs muß den französischen Behauptungen ganz besonders entgegengetreten werden. Es laufen täglich etwa 2000 Briefe ein, und die Gefangenen ihrerseits durften bisher wöchentlich zweimal Briefe schreiben. Gewünscht wurden allerdings nach Möglichkeit Karten, weil die Dolmetscher die Pensur kaum bewältigen konnten. Neuerdings ist durch kriegsministerielle Verfügung allgemein festgesetzt, daß alle Kriegsgefangene in Deutschland zweimal monatlich Briefe schreiben dürfen und außerdem einmal wöchentlich Postkarten. Das macht bei einer Million Gefangenen, wenn das Recht voll ausgenutzt wird, zwei Millionen Briefe und vier Millionen Postkarten im Monat. Man sollte denken, das genügt.

Beschäftigung.

Über das sonstige Leben der Gefangenen im Lager möchte ich noch mitteilen, daß die Kommandantur den sehr gesunden Grundsatz verfolgt, im Interesse der Gefangenen selbst, möglichst alle zu beschäftigen. Zum Müßiggang und zum Umherlungern ist keiner gezwungen. Nur die Engländer haben eine bemerkenswerte Arbeitsfuge gezeigt. Die übrigen, vor allem die höher gebildeten Belgier und Franzosen, widmen sich der ihnen gebotenen Tätigkeit mit großer Lust. Von den Handwerkern hat ein ganz Teil beim Barackenbau mit Beschäftigung gefunden. Andere melden sich z. B. zur Leberarbeit in einer benachbarten Stadt, zum Wegebaukommando, zum Forstkommando oder zum Bau der Eisenbahnstrecke, die im Interesse der Gefangenen bis direkt an das Lager herangeführt wird. Besondere Kommandos beziehen sich auf die Desinfektion, auf die Unterstufung der Küche, Kartoffelschälen usw. Auch haben die Gefangenen begonnen, um ihre Baracken herum Lebensbäume zu pflanzen, um dem Lager ein sauberes und freundliches Aussehen zu geben. Wer immer noch keine Beschäftigung findet, exerziert unter den eigenen Unteroffizieren. Dazu aber kommt es selten, weil Arbeit genug vorhanden ist.

Den Angehörigen höher stehender Berufe wird nach Möglichkeit entgegengekommen. Musiker und Angehörige ähnlicher Berufe sind von körperlicher Arbeit ganz befreit. So hat ein berühmter französischer Maler die Möglichkeit, seine Kunst auszuüben. Er versteht auch die Holzände der Baracken mit phantasievollen Gemälden, hat beispielsweise eine Pfeife an die Wand gemalt mit solcher technischen Vollendung, daß man ein halbes Meter davor nach ihr greift, in der Meinung, sie hänge dort wirklich. Ein anderer porträtiert seine Kameraden. Ein Bildhauer erhält zum Modellieren Ton geliefert. Ein berühmter Graveur weiß aus gewöhnlichen Zimmermannsnägeln die kunstvollsten Papiermesser mit primitivstem Handwerkszeug (Schraubstock, Feile, Hammer) zu schmieden und ziselieren. Natürlich wird dafür bezahlt, und das Geld ist sein Eigentum. Ferner ist dafür Sorge getragen, daß die gebildeten Elemente, zumal unter den belgischen Zivilgefangenen, unter denen sich manche Notabeln befinden, in besonderen Räumen zusammenliegen. Einem unternehmungslustigen Friseur aus Agier ist gestattet worden, eine besondere Frisierstube zu unterhalten, in der die Lebemänner unter den Gefangenen sich je nach Belieben, laut einer besonderen Preisliste, den Kopf mit Eau de Quinine oder Baurum waschen lassen können, nach dem Rasieren gepudert werden und sich eine Tube „Rebeco“ mit nach Hause nehmen.

Zur Unterhaltung dienen allerlei selbsterrundene Spiele, auch Kartenspiel ist erlaubt. Einige Pariser Kavaliere haben sich ihre Sportanzüge kommen lassen zum Fußballspielen. Mit Belgiern und Engländern zusammen haben sie einen Klub gegründet mit heftographierten Statuten, haben sogar den Lagerkommandanten gebeten, den Ehrenvorsitz zu übernehmen (was er allerdings ablehnte). Nichtsdestoweniger findet jeden Tag bei gutem Wetter ein ernsthafter Fußball-Match statt, bei dem sich Hunderte von andern als Zuschauer aufstellen.

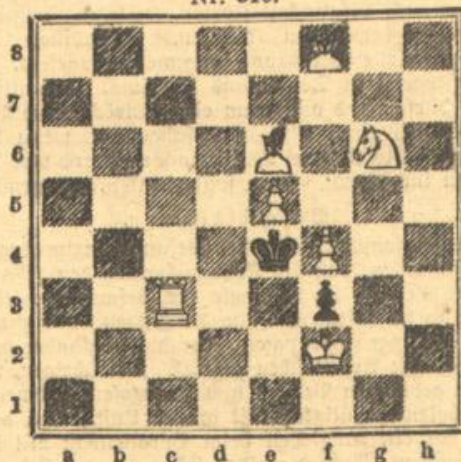
Schach

Alle die Schachecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 7. März 1915.

Schach-Aufgaben.
Nr. 310.



Nr. 311.

Ka4, Te8 f4, Ld3 g5, Be2. — Ke1, Bc5 f5.
Matt in 3 Zügen.

Die vorstehenden, von Julius Meier in Wiesbaden verfaßten zwei Dreizüger wurden in einem vom „Mainzer Schachverein“ am letzten Dienstag veranstalteten Problemabend aufgegeben. Die Lösung erfolgte am Demonstrationsbrett, ohne Berührung der Figuren. Den ersten Preis erhielt für die schnellste und beste Lösung Dr. med. Unkelhäuser, der zweite Preis wurde dem Prokuristen Kloes, beide aus Mainz, zuerkannt.

Nr. 312. W. B. H. Meiners (Voss. Ztg.).

Kb5, Da3, Lf3 g1, Sf4, Bg5 h2. — Ke5, Lh1, Se7, Bb6 c4 e6 f5 g2. — Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 114. (Dreispringerspiel).

Weiß: Reti. — Schwarz: N. N.

- | | | | |
|-----------|--------|-------------|-----------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 5. d2—d4 | L c5×d4 ¹⁾ |
| 2. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 6. Dd1×d4 | Dd8—f6 ²⁾ |
| 3. Sbl—c3 | Lf8—c5 | 7. Sc3—b5 l | Ke8—d8 |
| 4. Sf3×e5 | Sc6×e5 | 8. Dd4—c5 | Aufgegeben. |

¹⁾ Bei dieser Fortsetzung erhält Weiß immer das überlegene Spiel. Besser ist 5. ... Lc5—d6 6. d4×e5 Ld6×e5. — ²⁾ Führt sofort zum Verlust. Es gab nur eine, wenn auch minderwertige Fortsetzung: 6. ... d7—d6 7. f2—f4 c7—c5 usw. Der Textzug sieht gut aus, weil er Se5 deckt und zugleich Se5—f3† droht; aber Weiß widerlegt ihn sehr einfach.

Auflösungen:

Nr. 306 (3 Züge). 1. Le5, e6 2. c5; 1. ..., K×e5 2. Df7.

Nr. 307 (3 Züge). 1. Tb5, a×b5 2. a6; 1. ..., Kb8 2. T×b6†.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Wdw., J. K., Bdr., A. Dochnahl und Paul Zimmermann. sämtlich in Wiesbaden; Nr. 307 auch C. E. Bergling, Max Deubert und Theodor Bode in Wiesbaden.

Briefkasten.

An verschiedene Löser: Bei 306 scheitert 1. Lf4 an 1. ... e7—e5. — Bdr. Sie übersehen, daß bei 309 auf 1. Sf3 Sd6; 2. Dcl 2. ... Sd6—f7† und bei 2. Dd4† Ke6 folgt. Ihr Lösungsversuch scheitert also, ebenso wie 1. Sd7 an 1. ... Sd6.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Zahlenrätsel.

20	21	22	23	24	25	26	

In die leeren Felder der oberen und unteren Reihe sind Zahlen derart zu setzen, daß jede aus drei zusammenhängenden Feldern bestehende Reihe, also sowohl senkrecht, wie auch quer von links oben nach rechts unten oder rechts oben nach links unten die Summe von 48 ergibt.

Worträtsel.

Was ist das wohl? Der deutsche Michel
Gibt kraftvoll gar manchen in Ost und West
Und hat beim Franzmann, Russ' und Briten
Es oft mit Seufzer ausgepreßt.

Mit seiner Kraft ist's ungebrochen,
Das merken die Feinde immer mehr
Und prahlen sie auch, — in wenig Wochen —
Will's Gott, ist gesprengt ihr ganzes Heer.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 99.

Bilderrätsel: Hindenburg. — **Spitzenrätsel:** Der Islam erwacht. — **Rösselsprung:** Die Trommeln wirbeln wild und weit! Kein Zögern, kein Zagen! Der Tod will halten Erntezeit. Wir werden es tragen! Heil! Wie der Sturm die Fahnen fand! Laßt fliegen, laßt fliegen! Dich grüß ich noch, mein Vaterland; Sterben oder siegen!

Für die Kinder.

Die Lösung der Knacknuß in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinderzeitung des Wiesbadener Tagblatts“ ist diese: Der Urlaub des Mannes dauerte 30 Tage und der Verbrauch des letzten Tages betrug 1 Mark. Am 29. Tag gab er 1.25 Mk. aus und hatte am Abend dieses Tages insgesamt 137.75 Mk. ausgegeben. Folglich stand ihm am 30. Tage seines Urlaubes von den 138.75 Mk. Reisegeld nur noch 1 Mk. = 25 Pf. weniger als am 29. Tag zur Verfügung. Da er aber jeden Tag 25 Pf. weniger als am vorhergegangenen Tage ausgab, so hatte er die 1 Mk. am Abend des 30. Tages ebenfalls ausgegeben, und damit waren Reisegeld und Urlaub zu Ende. Richtige Lösungen sandten ein: K. u. Helene Ammon, A. Alexander, Erich Bart, Marguerite Büschel, Wilhelm Bachert, Franz Beck, Karl Beckh, Alexander Bölling, Nesel Bleichenbach, Erna Beul, Walter Degen, Georg Fröhlich, Elsa Henry, Hans Huttenlocher, Liesel Heinz, Elis. Hauck, W. Judé, Max Kamenetzky, Hedwig Kolb, Erna Müller, E. P., Willi Rau, Fritz Reinach, Ingeborg Rittershaus, August Seiwert, Dolf Sternberger, K. Schafraner, Liselotte Staadt, Sofy, Hans Schaefer, Ernst Schuh, Hugo und Elisabeth Schaefer, Erna Turba, Bruno Wolf, Georg Weis, Elisabeth Wolf, Wilh. Weinheimer, sämtlich in Wiesbaden, sowie Paul Kleber in Erbenheim, Paul Lang und Emma Römer in Biebrich a. Rh., Karl Klepper in Dotzheim, Olga Teig in Bierstadt, Gertrud Emmel in Hachenburg, Emmy Lüstner in Geisenheim, Heini Pflug in Bad Kissingen, Robert Gotzel in Elbingerode in H., Felise Dührenheimer in Mannheim.

An die Bewohner Wiesbadens!

Unsere Männer, Söhne und Brüder stehen in hartem Kampf um die Ehre des Vaterlandes, um deutsche Art und deutschen Boden einer Welt von Feinden gegenüber!

Es gilt ihnen ihre Entbehrungen erleichtern helfen, ihnen unsere Liebe und Dankbarkeit durch die Tat zu beweisen!

Es gilt der alleinstehenden Mutter zu gedenken, deren einziger Sohn und Stütze für uns sein Leben einsetzt, der allein zurückgebliebenen Frau, der Kinder, um deren Schicksal der Vater im Felde sich nicht bangen soll!

Daran denkt und sucht einmal in Euren Kisten und Kasten. **Wieviel unbrauchbares altes Gold und Silber liegt bei zahlreichen Familien oft vergessen im Kasten. Gebt diese Stücke dem Roten Kreuz und manche Not kann gelindert werden.**

Nicht Eure lieben Andenken, **nicht** Stücke von hohem persönlichem Werte wollen wir haben, sondern nur, was zwar von Wert ist, wohl aber entbehrt werden kann zum Wohle des Vaterlandes.

Lanscht es ein gegen eiserne Erinnerungszeichen

„Gold gab ich für Eisen“

Die Protektorin des Kreiskomitees vom Roten Kreuz:

Frau Prinzessin Elisabeth zu Schaumburg-Lippe.

Die Vorsitzenden des Kreiskomitees vom Roten Kreuz:

Krebs,
Generalleutnant z. D.

Kammerherr von Schenck,
Polizei-Präsident.

Geh. Oberfinanzrat Dr. Glaessing,
Oberbürgermeister der Residenzstadt Wiesbaden.

Justizrat **Dr. Alberti.**
Stadttrat **Wilhelm Arntz.**
Generaloberarzt **Dr. Baehren.**
Geh. Kommerzienrat **Ed. Bartling.**
Kommerzienrat **Jos. Baum.**
Kurdirektor **von Ebmeyer.**
Generalarzt **Dr. Edler.**
Frau Baronin **von Eichendorff.**
Konfistorialpräsident **Dr. Ernst.**
Frau Konfistorialpräsident **Dr. Ernst.**
Stadtoberordner **Fink.**
Konsul a. D. **Fritsch.**
Dr. phil. Franz Geueke, Hauptschriftleiter.
Schriftsteller **Heinz Gorrenz.**
Fräulein **Mathilde Grossmann.**
Bernhard Grothus, Hauptschriftleiter.
A. Hegerhorst, Hauptschriftleiter.
Dr. med. Heile.

Kgl. Landrat **Kammerherr von Helmburg.**
Frau **von Hochwächter.**
Pfarrer **Dr. Hüfner.**
Oberbürgermeister **von Ibell.**
Rechtsanwalt **von Ibell.**
Dr. med. Jungermann.
Geh. Regierungsrat Professor **Dr. Kalle.**
Landwirtschaftsinspektor **Keiser.**
Kapitänleutnant a. D. **Klett.**
Rechtsanwalt **Dr. Bickel.**
Beigeordneter **Borgmann.**
Pfarrer **Diehl.**
Frau **Dr. Dyckerhoff.**
Landeshauptmann **Krekel.**
Sanitätsrat **Dr. Lande.**
Pfarrer **Lieber.**
Oberleutnant z. D. **von Lundblad.**
Konter-Admiral **Freiherr von Lyncker.**

Regierungspräsident **von Meister.**
Frau Regierungspräsident **von Meister.**
Fräulein **Agathe Mertens.**
Sanitätsrat **Dr. A. Proebsting.**
Frau **Dr. Reben.**
Freifrau **von Ricon.**
Fräulein **Marie von Roeder.**
Baron **von der Ropp.**
G. Runken.
Dr. med. Gustav Schollenberg.
Frau Polizeipräsident **von Schenck.**
Hotelier **Schwarze.**
Oberregierungsrat **Springorum.**
Rentner **Albert Sturm.**
Professor **Unzer.**
Frau Major **Wilhelmi.**
Regierungsrat **Wittich.**

Folgende Mitglieder des Vereins der Juweliere, Gold- und Silberschmiede Wiesbadens erklären sich bereit, Spenden gegen Quittung und Uebergabe eines eisernen Erinnerungszeichens in Empfang zu nehmen:

Wilhelm Altstadt, Mühlgasse 17.
Hermann Blumer, Kirchgasse 38.
Carl Ernst, Langgasse 26.
Julius Fuchs, Kleine Burgstraße 5.
G. Gottwald, Faulbrunnenstraße 7.
J. H. Heimerdinger, Wilhelmstraße 38.
Julius Herz, Webergasse 3.

Chr. Klee, Häfnergasse 13.
F. Loch, Wilhelmstraße 50.
Jos. Lutz, Kaiser-Friedrich-Platz 1.
L. Pomy, Taunusstraße 26.
Julius Rohr, Neugasse 1.
F. Schäfer, Bärenstraße 1.
Aug. Schwanefeld, Wilhelmstraße 28.

Malschule

(gegr. 1884)

H. Bouffier, Kunstma'ler

akad. u. staatl. gepr. Zeichenlehrer

Adolfstrasse 7.

Malen, Zeichnen, Modellieren etc.
Einst. für Herren, Damen
und Kinder jederzeit.

Lehr-Institut für Damen-Schneiderei

Moris Wehrhain, Adolfstr. 1, III.

Grundl. u. sorgfält. Ausbildung in
Schnittmusterzeichnen.

Zuschneiden u. prakt. Arbeiten.

Zuschneide-Schule.

An dem Montag, den 8. beg.
Unterricht f. noch Damen teilnehmen.

Marie Schwarz, Bertramstraße 21.

Verloren - Gefunden

Verloren

Donnerstagabend von Schachtstraße.
Adolfstr. ab. Schulberg bis Michaels-
berg braune Damen - Ledertasche.
Wiederbr. Belohn. Schachtstr. 18, 1.

Geschäftl. Empfehlungen

Magenleidende

finden best. diät. Mittagstisch in fein.
Hauslichkeit. Vergl. Ref. Briefe u.
Z. 917 an den Tagbl.-Verlag.Tüchtiger Kaufmann übernimmt
b. Nachfragen rückhänd. u. vernachl.
Bücher, sowie deren Abdruck u. die
Aufstellung von Bilanzen streng bis-
treu u. gewissenhaft. Ebenfalls werb.
Zahlungsdienstleistungen durch
fachmänn. Einreichung mit Erfolg bef.
Off. u. Z. 26 an den Tagbl.-Verlag.Bilanz 1914! Durchführung
u. Revisionen übernimmt bewährter
Bücherrevisor. Anfragen unter Zus.
bänder u. Z. 26 an den Tagbl.-Verlag.
Hofstr. 19. B 2802Vertrauenssache jeder Art
besorgt schnell, verlässlich. Herr
Kraus u. diät. auch Reisen. Ref.
Schach. Off. u. Z. 14 postl. Wiesb.

Amliche Anzeigen

Bekanntmachung.
betr. Verkauf von Liebesgaben.
Bei dem Gouvernement sind in
letzter Zeit lebhaft Klagen einge-
gangen über schlechte Beschaffenheit
von Liebesgaben, die für die Truppen
im Felde bestimmt sind. Es ist über
Erteilung in letzter Form. Tee,
Kaffee, Kakao in Pulver u. Schoko-
lade, Kochapparate und dergl. Die
Klagen gehen dahin, daß minder-
wertige oder unbrauchbare Waren
verkauft werden, daß die Güte und
Menge der Waren nicht im Verhält-
nis steht zu dem geforderten Preise,
und daß durch die äußere Aus-
machung Täuschungen hervorgerufen
werden.

Das Gouvernement warnt hiermit
ausdrücklich vor dem Verkauf solcher
Waren mit dem Hinzufügen, daß
vorhandenen Falles mit aller
Strenge gegen die Fabrikanten und
Händler eingeschritten wird. Die
Handelskammer in Mainz (Weiden-
bacher-Strasse 13) hat sich im Ein-
vernehmen mit dem Verein Mainzer
Kaufleute dankenswerterweise bereit
erklärt, Proben unentgeltlich für
Liebesgaben zwecks Prüfung durch
einen von ihr eingesetzten Sachver-
ständigen-Ausschuß und zu weiterer
Veranlassung entgegen zu nehmen,
und wolle Interessenten solche Pro-
ben dort abgeben.

Mainz, 16. Februar 1915.

Königliches Gouvernement.

v. Büding.

Bekanntmachung.

Die Lieferung der nachbezeichneten
Bedarfsgegenstände für den städt.
Volkshausgarten, Gützel-Adolf-
strasse 18, hier, soll nach Maßgabe
der im städt. Verwaltungsgebäude,
Marktstrasse 1, 1. Stod, Zimmer 22,
zur Einsicht auflegenden Bedin-
gungen im Wege der öffentlichen
Ausführung vergeben werden:

1. Milch, 2. Butter, 3. Eier, 4.
Fleisch, 5. Wurstanlagen, 6. Brot,
7. Brötchen, 8. Kaffee, 9. Kakao,
10. Mehl, 11. Salz, 12. Rüben, 13.
Salatöl, 14. Obst, 15. Pfeffer, 16.
Zucker, 17. Gerste.

Angebote sind verschlossen mit
entsprechender Aufschrift bis spätest.
Freitag, den 12. März 1915,
vormittags 10 Uhr,

im städtischen Verwaltungsgebäude,
Marktstrasse 1, 1. Stod, Zimmer 22,
abzugeben, wofür sie in Gegenwart
etwa erschienenen Anbieter eröffnet
werden.

Von den unter 5-16 bezeichneten
Waren sind Proben beizufügen.
Wiesbaden, den 25. Febr. 1915.
Der Magistrat. Armenverwaltung.

Verdingung.

Die Ausführung der Anstreicher-
arbeiten für den Neubau des
Museums des Kaisers und Rhein-
lands (Los 1-4) soll im Wege der
öffentlichen Ausschreibung vergeben
werden.

Verdingungsunterlagen und Zeich-
nungen können während der Vor-
mittagsstunden im Verwal-

Tüchtiger Kaufmann

empfiehlt sich
im Stunden- oder tageweisen Führen
der Bücher, Erledig. der Korrespond.,
Bilanz-Abrechnung, kaufm. Beratung,
usw. unter strengster Verschwiegenh.
Auch Sprachunterricht in Französisch,
Englisch u. Italienisch. Gefl. Auftrag.
u. Z. 917 an den Tagbl.-Verlag.

Umzüge

mit Möbel u. Rollwagen werden gut
und billig besorgt von
Peter Bollmerscheid, Lehnstraße 22.

J. Sieber, Damen Schneider.

47 Rheinstraße 47,
empfiehlt sich im Anfertigen von
Jasden-Kleidern, Mänteln, sowie allen
Veränderungen bei billigen Preisen.

Perfekte Weißnäherin

empfiehlt sich im Anfertigen sauberer
Ausstreich u. in außer dem Hause.
Off. u. Z. 914 an den Tagbl.-Verl.

Damen-Hüte

Ausarbeitung und
Robenstimmung
bei billiger Berechnung.
Lewald, 5 Kaufmannstraße 5.

Erste Reiter- u. Feder- Binderei

Wiesbaden, Blücherplatz 2, 1. L.
empfiehlt sich in prompter u. billiger
Umarbeitung, sowie Reinigen, Bleich.
u. Färben, bei tief schwarz werden
Reiter u. Federn. B 2853
Binden stets nach neuester Art.

Korsett-Reparaturen

sowie Waschen ders. w. gut u. preis-
wert ausgeführt. Rahmenterzierung.
Lieferzeit 2-3 Tage. Frau Dora
Sieber, Sellmündstraße 53, 2. rechts.

Gardinen

werden wie neu gewaschen und ge-
spannt, schnell und billig.
Färberei, 29 Friedrichstraße 29.

Frauenleiden

Behandl. nach Dr.
Hel. Krauch, Marktstr. 25, v. 3-6, a. S.

Schwester Ella Eichholz,

ärztl. gepr., massiert. Curesstr. 2, 1.
Pension Wulst, Ecke Taunusstraße.

+ Massage nur f. Damen. +

Hr. Franziska Häfner, geb. Wagner,
ärztl. geprüft. Oranienstraße 50, 3. r.
Erschuldungen 3-5 Uhr.

Massage. — Nagelpflege.

Käte Wesp, ärztl. geprüft,
Langgasse 39, 2.

+ Schwed. Heilmassage +

u. Gymnastik. Sprachs. 10-1 u. 3-8.
Anni Lebert, ärztl. gepr., Gold-
gasse 18, 1. St. r. Löringengasse.

Massage. — Heilgymnastik.

Frieda Michel, ärztl. geprüft,
Taunusstraße 19, 2.

Massage, ärztl. gepr., Marie

Langner-Gausch,
Friedrichstraße 9, 2.

Massage — Nagelpflege

bestlich geprüft. Käthe Bachmann,
Marktstr. 9, 2, neben Rinal. Schloß.

Thure-Brandt-Massagen

Marj. Kamellsky, ärztl. gepr.,
Bahnhofstraße 12, 2.

Massage, elektr. Vibrations-M.

Schönheitspf. Nagelpf.
Anny Kupfer, ärztl. gepr., Paul-
str. 12, 1 r.

Nagelpflege!

Thilde Walbe (1-6 Uhr),
Schwalbacher Straße 53, Barterre,
neben der Wartburg.

Beschiedenes

In vornehm., gut besuchten
Privat-Hotel oder Pension
für zunächst einige Tage der Woche
Teilnahme am Mittagstisch gef. Off.
m. Preisang. u. D. 923 Tagbl.-Verl.

Bon der Reise zurück.

Werde meine zahnärzt. Praxis in
nächsten Tagen allein wieder auf-
nehmen. Vor fernem Weggang
meines Namens, in Bezug auf ge-
meinschaftl. Praxis, wie bisher ge-
schehen, warne ich.

Dr. Charles Mont, Zahnarzt.

Existenz für Dame!

Möbl. 5-8-10, 7 Betten, in welch.
seit Jahren gutgeh. Pension betriebl.
zu vermieten. Möbel aus erhalten,
mühen käuf. übernommen werden.
Offerten unter Z. 913 an den
Tagbl.-Verlag.

Einquartierung a 3 Mk.

„Kaiser Adolf“, Sonnenberg.

Warum hat die Musik-
leitung der Kurdirektion
sich nicht den jugendlichen
ungarischen Geigenkünstler,
der noch hier zu sein scheint,
für ein Konzert gesichert,
damit auch wir das so
glänzend kritisierte Spiel
zu hören bekommen?

Nebenerwerb,

vornehmen, fast mühelosen, hoch-
interessanten u. sehr einträglichen,
für bessere Damen u. Herren zu ver-
geben. Anfragen um näh. Auskunft
u. Z. 283 an den Tagbl.-Verlag.

Einquartierung wird angen.

Sun. Markt Blücher, Blücherstraße 6.
Emser Str. 44, 2 L. Ellenberger,
übern. Einquart. bei gut. Verpfleg.

Kapitalist

mit ca. 50-100 Tausend Mark (zum
Anfang genügen 20 Tausend), für ein
jederzeit gehendes Geschäft, welches
bei quasi Risikofreiheit,

hohen Gewinn

bringt, von rout. Fachmann gesucht.
Angeb. u. Z. 919 an d. Tagbl.-Verl.

Seereslieferanten,

Schneider, Sattler usw., schöne helle
Berkstätte mit 3 elektr. Nähmasch.
billig abzug. Oranienstraße 3, 3. St.

Fahrt Ende d. Monats ein Möbelwagen

leer von hier nach Frankfurt? Zu-
schriften unter Z. 916 an d. Tagbl.-
Verlag erbeten.

Rheumatismus,

Sicht und Jochias.

Kurze Spez.-Behandlung. Ärztlich
empfohlen. Mäßige Preise.

Felix May, Häfnerstraße 16, 1.

Wer nimmt braven Nähr. Jungen
in gute liebevolle Pflege? Off. unter
Z. 917 an den Tagbl.-Verlag.

Privat-Entbind. und Pension bei
Frau Hilb, Hebamme, Schwalbacher
Straße 61, 2. Etage. Telefon 2122.

Privat Entb. und Pension.

Dr. Schöner, Hebamme,
Bismarckstr. 15, 2.

Damen finden jederzeit diskret
Aufnahme bei Seb. L. Werner,
Lanagen bei Darmstadt.

Ehevermittlung

Frau Wehner,

Karlstraße 38, 2.

— Begründet 1904. —

Schriftsteller, 40er, evang., groß u.
stark, bemittelt, sucht Verbindung
mit gebildeter und verständig. Dame
zwecks glücklicher Heirat.

Briefe u. Z. 7671 befördert die
Expedition des Berliner Tageblatts,
Berlin SW.

F 138

Suche passende Ehe

f. unj. Tochter, wof. jed. freientf. v.
angenehm. jugendl. Mensch, mit kl.
Bermög., sehr tüchtig im Haush. und
kindersieb. Welt. gutsit. Herren, auch
Witwer u. Kind nicht ausgeschlossen.
Offerten unter Z. 918 an den Tagbl.-
Verlag. Vermittler verboten.

Glückliche Heirat

wünscht Rentner mit vermög. Dame.
Ansuch. zwecks Heirat. Briefe unter
Z. 917 an den Tagbl.-Verlag.

Heirat.

Rechtsanwalt, 30 J., Pfarrer,
32 J., Oberlehrer Dr. 29 J., Arzt,
33 J., Ingenieur, höhere Beamte,
Großindustrielle, Rittergutsbesitzer
wünschen Heirat. Streng diskret.

Frau Saad,

Vornehme Ehevermittlung,
Luisenstraße 22.

Kavaller

wünscht vermög. Dame kennen zu
lernen zwecks Heirat. Briefe unter
Z. 923 an den Tagbl.-Verlag.

Parsifal 100

postl. G. Götz, bittet Ada 24 um
ein Lebensz., da in Verlegenheit.

Montag, den 15. März, abends 8 Uhr,
im Festsaal der „Turngesellschaft“, Schwalbacher Strasse 8:

Kriegs-Vortrag

mit ca. 100 farbigen Lichtbildern.

Mit dem Hauptquartier nach Westen

Vortrag von Heinrich

Binder.

Ca. 100 farb. Lichtbilder nach unveröffentlichten Aufnahmen
des Redners, u. a.: Im Feuer von Dixmuiden. Bei d. Marine
i. Flandern. Sprengung in Zeebrugge. In den zerschossenen
Festungen. Aus den Schlachten im Yser-Gebiet. In den
Dünen von Ostende. Unsere Pioniere bei der Arbeit etc.

Der bekannte Schriftsteller, der monatelang im Westen
die kämpfende Armee als

Kriegsberichterstatter des Berliner Tageblattes
begleitet hat, spricht über seine persönl. Erlebnisse und
Eindrücke auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Karten zu Mk. 3, 2 und 1 in der Hofmusikalienhandl. von
Heinrich Wolff, Wilhelmstr. 16, u. an der Abendkasse. 263

Bekanntmachung.

Es werden in den kommenden zwei Wochen an 7 Stellen der
Stadt in den Abendstunden

Kochbelehrungen mit Kostproben

eingesetzt und Kochanweisungen, die der Kriegszeit angepaßt
sind, verteilt.

Ausweis-Karten zur unentgeltlichen Teilnahme und Angaben
über Zeit und Ort, sowie sonstige diesbezügliche Auskünfte werden

täglich nachmittags von 4 bis 6 Uhr im

alten Rathaus, Marktstraße 16, Zimmer

Nr. 11 (Gasberatungsstelle)

gegeben.

Wiesbaden, den 6. März 1915.

F 297

Die Städtische Kommission
für Volksernährung.

Wer Brotgetreide verfüttert, versündigt
sich am Vaterland und macht sich strafbar!



J. & G. Adrian,

Hofspediteure S. M. des Kaisers und Königs.

Bahnhofstrasse 6. — Telephon 59 u. 6223.

Möbeltransporte von u. nach allen Plätzen.

Umzüge in der Stadt. 10)

Uebersee-Umzüge ohne Umladung (mit Möbelkoffer)

::: Grosse moderne Möbel-Lagerhäuser. :::

Frühjahr 1915!

Meine Hauptpreislagen
in
Jackenkleidern
Mk. 32.— bis 68.—

Die Neuheiten sind in grosser Auswahl eingetroffen. Unabhängig vom Ausland, zeigen dieselben auch jetzt eine Fülle reizender Ideen.

Getreu meinem bisherigen Grundsatz — in mittlerer Preislage das vollendetste und beste in Qualität und Ausführung zu bringen — überrasche ich auch diesmal wieder durch Preiswürdigkeit.

Gerade zur jetzigen Zeit, wo jede Dame ein vornehmes und doch preiswertes Kleidungsstück wünscht, zeigen sich die Vorteile meines grossen gemeinsamen Einkaufs am deutlichsten.

S. GUTTMANN

Langgasse 1/3.

10 Geschäfte.

Scharfes Eck.

K104

Mitteldutsche Creditbank

— Kapital und Reserven 69 Millionen Mark —

Filiale Wiesbaden.

Friedrichstrasse 6.

Telephon 66 u. 6604.

Günstige Verzinsung von Bareinlagen. Vermögensverwaltung.
Schränkfächer unter Mitverschluss des Mieters.
Sorgfältige Erledigung aller bankgeschäftl. Angelegenheiten.

F 473

Marcus Berlé & Co.

gegründet 1829 Bankgeschäft gegründet 1829

commanditiert von der Deutschen Vereinsbank, Frankfurt a. M., seit 1873.

Fernsprecher 26 u. 6518.

Wilhelmstrasse 33.

Aufbewahrung und Verwaltung
von Wertpapieren.

Provisionsfreie Girokonten.

Verzinsliche Geldeinlagen.

Kredite in laufender Rechnung.

Schränkfächer

unter Mitverschluss der Mieter (in grossem, neuerbaute Stahlkammer - Gewölbe).

F 470

Beteiligung oder Kauf.

Suche mich an bestehendem Geschäftsunternehmen mit 20—25,000 Mk. zu beteiligen, eventl. solches käuflich zu erwerben. Ausführliche Offerten unter **B. 918** an den Tagbl.-Verlag.

Badhaus Kranz,

Am Kranzplatz. Bei E. Becker.

Thermalbäder

eigener Quelle 6 St. R. 3.50
incl. Ruheraum u. Trinksur. 153

Ferntransporte ohne Umladung.



Königl. Preuss. Klassen-Lotterie.

Die Erneuerung der Lose zur 3. Klasse, 5. (231.) Lotterie muß bis 8. März erfolgen. Lose sind noch zu haben in den

Königl. Lotterie-Einnahmen von

H. Wienecke, Bahnhofstr. 8. v. Tschudi, Adelsheimstr. 17.

Roll-Kontor.

Bahnamtlich bestelltes Rollfuhrunternehmen für Wiesbaden.

Büro: Südbahnhof.

Fernsprecher 917 u. 1904.

Abholung und Versendung
von Gütern und Reisegepäck zu bahnsseitig
festgesetzten Gebühren.

Verzollungen.

Versicherungen.

Verpackungen von Frachtgütern



und deren Spedition nach den von den Staatsbahnen wegen des Kriegerzustandes gegebenen Anleitungen werden sachkundig besorgt.

227



L. Rettenmayer, Hofspediteur Sr. Majestät, Nikolasstr. 5.

Persil

für

Wollwäsche

Wollwäsche wird nie filzig, sondern bleibt stets locker und griffig,

wenn zum Waschen Persil, das selbsttätige Waschmittel, gebraucht wird. Infolge seiner stark desinfizierenden Wirkung tötet es alle Krankheitskeime selbst beim Waschen in handwarmer Lauge.

Deshalb

besonders vorteilhaft

für Wollsachen, da diese nicht gekocht werden dürfen!

Man beachte folgende

GEBRAUCHS-ANWEISUNG:

Persil wird nicht in kaltem, sondern **handwarmem** Wasser (35° C) aufgelöst und die Wäsche darin etwa 1/2 Stunde geschwenkt (also nicht gekocht!). Nach gutem wiederholtem Ausspülen wird die Wäsche ausgedrückt, nicht ausgewrungen. Das Trocknen darf nicht an zu heißen Orten, auch nicht unmittelbar an der Sonne geschehen.

So waschen Millionen Hausfrauen!

HENKEL & Cie., DÜSSELDORF,
auch Fabrikanten der bekannten **Henkel's Bleich-Soda.**

Versteigerung.

Dienstag, den 9. März, vormittags 9 1/2 und nachmittags 2 1/2 Uhr beginnend, versteigere ich im Auftrage des Herrn Erich Ruckler wegen Auflösung des Geschäftes in meinem Versteigerungslokale,

22 Wellstrasse 22,

die noch vorhandenen Waren und Sachen-Einrichtungsgegenstände, als: große Partie Schreibwaren, Haupt- und Kassenbücher, Ordner, Kopierbücher, Diarium, Reiserscheine, Sektellscheine, Kontobücher, Blöcke, Rechenbücher, Lohnbücher, Niederschreibbücher, Unterlegen, Unterschriftsmappen, Durchschreibepapier, Quittungsformulare, Rechnungsformulare, Postkarten, Durchschlagpapier, Kuverts, Schreibpapier, Ordnungsformulare, Bescheinigungsmappen, Postmappen, Konzeptmappen, Speisefarten, Briefpapier, Kassetpapier, Zigarren, Federhalter, Goldfüßfederhalter, Gummi, Bleistifte, Tintenläster, Membranen, Veden, Briefe, 16 Tafelkalender, 1 Post, 2 Badentische, 4 Kartenblätter, diverse Holzstufen, 1 fast neue Rational-Registrier-Kasse und vieles andere mehr, freiwillig meistbietend gegen Barzahlung.

Georg Jäger, Auktionator u. Taxator,
22 Wellstrasse 22. — Begründer 1897. — Telefon 2448.

Nachrichten über Verwundete und Vermisste

Auskunftsstelle des Roten Kreuzes

(Kreis Komitee vom Roten Kreuz, Abteilung 1c)

Königliches Schloss, Zimmer 290.

Die Auskunftsstelle gibt Auskunft über in Wiesbaden untergebrachte Verwundete.

Die Auskunftsstelle übernimmt die Nachforschung nach Vermissten.

Die Auskunftsstelle vermittelt Anfragen an alle Nachweiskeiten des In- und Auslandes.

Die Auskunftsstelle bittet Alle, die Nachricht über ihre Angehörigen im Felde oder im Ausland wünschen um Angabe ihrer Adresse. P 230

Federrolle

Kriegstrauung.

Ihre am 6. März 1915 in Wiesbaden vollzogene

Vermählung

geben hiermit bekannt

Ingenieur Ludwig Mayer,

Leutnant d. R., z. Zt. im Felde,

Ritter des Eisernen Kreuzes,

und Frau, Elisabeth, geb. Müller.

Fritz Strensch,

Handschuhfabrikant,

50 Niedrigasse 50.

Empfehle für Konfirmanden u. Kommilitanten meine selbstverfertigten Handschuhe von weichem, dehnbarem Leder, vom billigsten bis zum feinsten Ziegenleder. Anprobieren gestattet. Ferner Hüte, Schawarten, Hemden, Hosenträger, Stragen u. Manschetten, Regenschirme usw. zu den allerbilligsten Preisen. 256

Öfen — Herde

unter Garantie für tadelloses Brennen, sowie Backen der Herde in großer Auswahl zu Ausnahmepreisen.

Ersatzteile, Roste aller Art, Wasserschliffe.

Jacob Post

Hochstättenstraße 2. Tel. 1823.

Holl. Pflanzenbutter

in Feinster-Packung zu billigstem Tagespreise.

Gebr. Selig,

Dohheimer Str. 152. Telefon 862.

Gegr. 1865. Telefon 265.

Beerdigungs-Anstalten

„Friede“ u. „Friedat“

Firma

Adolf Gimbarth

8 Ellenbogengasse 8.

Größtes Lager in allen Arten

Holz-

und Metallsärgen

zu realen Preisen.

Eigene Leichenwagen und

Franswagen.

Lieferant des

Vereins für Feuerbestattung

Lieferant des

Beamten-Vereins.

Abholungen vom

Schlachtfeld. 124

Aufruf

zur Zeichnung der zweiten Kriegsanleihe.

Wiederum gilt es, der Welt zu beweisen, daß das deutsche Volk nicht nur infolge der glänzenden Baffentaten seiner Truppen, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung siegreich bleiben muß. Unsere Feinde, deren Ansturm sich an der Tapferkeit unserer Truppen gebrochen hat, sollen von neuem erfahren, daß auch ihre Hoffnung, uns wirtschaftlich vernichtet zu sehen, zu Schanden wird. **Deshalb erfülle Jeder,** wie bei der ersten Kriegsanleihe, die in kurzer Zeit 4 1/2 Milliarden Mark gebracht hat, **seine heilige Pflicht,** nach seinem Vermögen, sei es klein oder groß, auf die Kriegsanleihe zu zeichnen. Der zweite Schlag darf nicht weniger wichtig sein, als der erste, umfomehr als die neue Kriegsanleihe eine hochverzinsliche und sichere Vermögensanlage zu billigem Preise bietet.

Der Magistrat der Residenzstadt Wiesbaden richtet deshalb an alle Bürger die dringende Bitte, mitzuhelfen zur Erlangung der Mittel, die wir benötigen, um den uns aufgezwungenen Krieg, den schwersten Kampf, den je ein Volk zu bestehen hatte, siegreich zu Ende zu führen.

Eine Abnahme der Opferwilligkeit des deutschen Volkes würde in den Feinden neue Hoffnungen erwecken. Das darf und wird nie sein. Und gerade die Bürgerschaft unserer Stadt, die im Reiche als wohlhabende und leistungsfähige bekannt ist, darf in dem Augenblicke nicht zurückstehen, in dem es gilt, den Feinden die letzte Hoffnung auf das Verjagen der Finanzkraft des deutschen Volkes zu rauben.

Der Zeichnungstermin endigt am 19. März; die städtischen Körperschaften werden der Bürgerschaft mit gutem Beispiele vorangehen durch Zeichnung von wiederum einer Million zur Kriegsanleihe. P 297

Wiesbaden, den 2. März 1915.

Oberbürgermeister Gläffing.



Verwendet
„Kreuz-Pfennig“
Marken
auf Briefen, Karten usw.



Schwarze Kleidung

als Spezialität der Firma stets

in grosser
Vielseitigkeit
am Lager



Bestellungen werden sofort erledigt. Telef. 6365

S. GUTTMANN

K 104

Bei den Kämpfen im Osten erlitt den Heldentod für Vaterland mein langjähriger Buchhalter und äußerst tüchtig bewährter Mitarbeiter,

Herr Karl Ruf,

Offizier-Stellvertreter des Inf.-Regt. 223.

Ich werde dem Verstorbenen stets ein ehrendes Gedenken bewahren.

Wilhelm Plagge.

Wiesbaden, im März 1915.

Statt besonderer Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß meine liebe, treue Freundin,

Fräulein Frieda Schönrock,

heute morgen nach schweren Leiden sanft entschlafen ist.

Alice Moore.

Wiesbaden, den 6. März 1915.

Rheinstraße 71.

Die Beerdigung findet Dienstag, den 9. März, nachmittags 3 Uhr, vom Südfriedhof aus statt. 266

Dankagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme bei dem so schweren Verluste meines nun in Gott ruhenden herzensguten, lieben Mannes, unseres treuherzigen Vaters,

Herrn Jacob Bern, Oberpostkassener,

sage ich Allen meinen innigsten Dank. Besonderen Dank den Post-, Telegraphen-Beamten und Unterbeamten Wiesbadens und Herrn Harzer Urban für die trostreichen Worte und für alles Gute, was er mir bis jetzt erwiesen hat. Er ruhe in Frieden!

Die tieftrauernde Gattin nebst 2 Kindern.

Erbenheim, den 6. März 1915.

J. HERTZ

Damen-Moden

Langgasse 20.

Frühjahrs-Neuheiten!

Jacken-Kleider

aus besten Stoffen in Ia Verarbeitung, mit 48.— und höher. und ohne Seidenfutter von 48.— und höher.

Frühjahrs-Mäntel

3/4 lange Formen, in ruhigen Farbentönen 25.— und höher. sowie blau und schwarz von 25.— und höher.

Besuchs-Kleider

aus Woll- u. Seidenstoffen, in allen Größen, auch für junge Damen von 45.— und höher.

Blusen

in weiß, schwarz und farbigen Woll- und Seidenstoffen von 8.— und höher.

Mass-Anfertigung

Jackenkleider, Besuchskleider und Blusen zu mäßigen Preisen.

Tages-Veranstaltungen · Vergnügungen.

Theater · Konzerte

Königliche Schauspiele

Sonntag, 7. März.

65. Vorstellung.

36. Vorstellung Abonnement D.

Don Juan.

Oper in drei Akten von Wolfgang Amadeus Mozart. Dichtung von Lorenzo da Ponte.

Don Juan Herr de Garmo
Der Komtur Herr Bohnen
Donna Anna, seine Tochter Frä. Englerich
Don Octavio, ihr Bräutigam Herr Schubert
Donna Elvira Frä. Fried
Leporello, Don Juan's Diener Herr von Schend
Nafetto, ein Bauer. Dr. Frotha. G. Berolina, seine Braut Hans-Joepffel a. G. Landbesitzer. Diener. Bauern und Bäuerinnen. Musikanten. Ländlerinnen.

Der und Zeit der Handlung: Spanien im 17. Jahrhundert.
Die Läden bleiben während der Aufführung geschlossen.
Nach dem 2. Akte tritt eine Pause von 15 Minuten ein.

Anfang 6 1/2 Uhr Ende nach 9 1/2 Uhr.
Montag, 8. März.
66. Vorstellung.

35. Vorstellung. Abonnement C.

Alt-Heidelberg.

Schauspiel in 5 Akten von Wilhelm Meyer-Hofster.

Karl Heinrich, Erbkönig von Sachsen-Karlsburg Herr Albert
Staatsminister von Haugl, Excellenz Herr Schwab
Hofmarschall Freiherr von Passarge, Excellenz Herr Ehrens
Kammerherr Baron von Repping Herr Robins
Kammerherr Baron von Breitenbach Herr Lehmann
Dr. phil. Jüttner Herr Regal
Luz, Kammerdiener. Herr Hermann
Deiler, Graf von Herr Jollin
Karl Bilz Dr. Schneeweis
Karl Engelbrecht Herr Jakob
von Weibell, vom Corps "Sabensia" Herr Döring
Rüder, Gastwirt Herr Rehlhoff
Frau Rüder Frau Engelmann
Frau Dörffler, deren Tante Frä. Koller
Kellnermann Herr Andriano
Kathie Frä. Reimers
Schülermann Herr Spieß
Hans Herr Meyer
Meuter Herr Schöfer

Ein Regierungsrat, ein Adjutant, Stadtschreiber, Postkauten, Diener.
Zwischen dem 2. und 3. Akte liegt ein Zeitraum von einigen Monaten, zwischen dem 3. und 4. Akte liegen ungefähr zwei Jahre.
Nach dem 3. Akte findet eine längere Pause statt.
Anfang 7 Uhr. Ende etwa 10 1/2 Uhr.

Residenz-Theater.

Sonntag, 7. März.

Nachmittags 1/4 Uhr. Halbe Preise.

Als ich noch im Flügelkleide . . .

Ein fröhliches Spiel in 4 Aufzügen von Albert Kohn und Martin Freysee.
Anfang 1/4 Uhr. Ende 6 Uhr.
Abends 7 1/2 Uhr.
Duzend- u. Fünfsiglerarten gültig.

Penion Schöller.

Schauspiel in 3 Aufzügen von Wilhelm Jacoby und Carl Laufs.

Philipp Klapproth Billy Jiegler
Ulrike Sprosser, Witwe, seine Schwester Minna Agte
Iba Elsa Exler
Franziska, Tochter Dora Denzel
Alfred Klapproth Rudolf Barial
Ernst Kihling, Maler, Mikeds Freund Josef Münch a. G.
Fritz Bernhardt Herrn. Reiselträger
Josefine Krüger, Schriftstellerin Josef van Born
Schöller, ehemaliger Rusil-direktor Reinhold Hager
Amalie Pfeiffer, seine Schwägerin Theodora Post
Friederike, ihre Tochter D. Delosea
Eugen Kämpel Georg Jacoby a. G.
Gröber, Major a. D. Rud. Wiltner-Schönan
Jean, Zahnkellner Hermann Hom
Erster Gast Nicolaus Bauer
Zweiter Gast Max Deutschländer
Ein Blumenmädchen Margu Krone
Nach dem 1. und 2. Akte finden größere Pausen statt.
Anfang 7 1/2 Uhr. Ende 9 1/2 Uhr.

Montag, 8. März.

Duzend- u. Fünfsiglerarten gültig.

Alles mobil!

Lustspiel in 3 Akten von Wilhelm Jacoby und Hans Lind.

Karl Theodor Hoffmann, Verlagsbuchhändler Billy Jiegler
Erich, sein Sohn, Leutnant bei der Maschinengewehrabteilung R. Barial
Thea, seine Tochter Elsa Exler
von Kämpel, Major a. D., sein Schwager Rud. Wiltner-Schönan
Luise, seine Tochter Porti Böhm
Florenze, eine junge Amerikanerin Effe Hermann
Julius Schachtelmeyer, Schriftsteller Friedrich Begg
Kommerzienrat Falkenberg, Verlagsbuchhändler Reinhold Hager
Kleins, dessen Sohn Hermann Reiselträger
Professor Schönan Georg Bierbach
Klinke, Professor R. Deutschländer
Rauschka, Haus-hälterin Josef van Born
Hader, Obermaat bei der Kaiserl. Marine Hermann Hom
August, Burche bei Erich Ric. Bauer
Ein Zeitungsverkäufer Georg Bierbach
Ein Zeitungsjunge Paula Wolfert
Reservisten usw.
Das Stück spielt in einer deutschen Handelsstadt in den Tagen der großen Mobilmachung.
Nach dem 1. und 2. Akte finden größere Pausen statt.
Anfang 7 Uhr. Ende nach 9 Uhr.

Fremden-Führer

Königliches Theater, auf dem Warmen Damm.

Residenz-Theater, Loisenstrasse 42.

Kur-Theater Wiesbaden, Mauritiusstraße 1a.

Kurhaus, Kochbrunnen, Kolonnaden, Kuranlagen.

Kaiser-Friedrich-Bad, Langgasse. Besichtigung werktäglich von 3-4 Uhr nachmittags.

Königl. Schloss, am Schlossplatz. Die inneren Räume täglich zu besichtigen. Einlasskarten beim Schloss-Kastellan.

Militärkurhaus Wilhelms-Heilanstalt neben dem Königl. Schloss.

Rathaus, Schlossplatz 6.

Ratskeller mit künstlerischen Wandmalereien.

Hauptbahnhof am Kaiserplatz.

Naturhist. Museum, Wilhelmstrasse 24. Geöffnet Sonntags von 10-11, Montags und Dienstags von 11-1, Mittwochs von 11-1 u. von 3-5, Donnerstags und Freitags von 11-1 Uhr. Jeden ersten Sonntag im Monat auch Sonntags nachmittags von 3-5 Uhr. Sonntags geschlossen.

— Im Winter Mittwochs und Sonntags von 11-1 Uhr.

Landes-Museum Nassauischer Altertümer, Wilhelmstrasse 24, täglich, mit Ausnahme Samstags, vormittags von 11 bis 1, nachmittags von 3 bis 5, Sonntags von 10 bis 1 Uhr geöffnet.

Stadt. Gemäldegalerie, permanente Ausstellung des Nass. Kunstvereins, Wilhelmstrasse 24, täglich, mit Ausnahme des Samstags, von 10.30 bis 1 Uhr vormittags geöffnet.

Bibliothek des Altertumsvereins, Friedrichstrasse 1.

Montag- u. Donnerstagsmorgens von 11-1 Uhr geöffnet.



Thalia-Theater

Kirchgasse 72. — Tel. 6137.

Heute Sonntag, nachmittags 3-11 Uhr:

Erstaufführung

des vieraktigen Schauspiels

Alexandra.

Nach dem gleichnamig. Schauspiel von Richard Voss.

In der Hauptrolle die beliebte Kinogröße

Henny Porten.

Bester Film der neuen Henny-Porten-Serie 1915.

Außerdem: Reichhaltiges Beiprogramm.

Neue Bilder vom Kriegsschauplatz.

Montag: Henny Porten.

Kurhaus zu Wiesbaden.

Sonntag, 7. März.

Abends 7 1/2 Uhr im großen Saal:

Zyklus-Konzert.

Leitung: Herr Carl Seburicht, Städt. Musikdirektor.

Montag, den 8. März.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Leitung: Herr Hermann Jrmr, städt. Kurkapellmeister.

Programme in der gestrigen Abend-A.

Kasino-Saal.

Mittwoch, 10. März 1915,

Donnerstag, 11. abends 8 Uhr:

Freitag, 12.

Bellachini.

Neue, hier noch nicht gezeigte Experimente der Teledynamik (erregten in Berlin Aufsehen).

Die Wunderwelt des Radiums.

— Thernit. Tesla Ströme. Die Wunder der flüssigen Luft.

— Herstellung künstlicher Rubine.

— Drahtlose Telegraphie etc.

Billets à 3.20 Mk., 2.10 Mk., 1.10 Mk., Stehplatz 80 Pf., Schülerkarten 60 Pf., in der Hofmusikalienhandl. Helar. Wolff, Wilhelmstrasse 16.

Monopol-Lichtspiele

:: :: Wilhelmstrasse 8. :: ::

Nur noch Sonntag und Montag:

Indianergeschwister, kl. Drama.

Erstaufführung des Monopol-Films: :: ::

Kriegsdämon.

Aus dem Kampfe im Osten, 2 Akte, mit

Ludwig Trautmann, dem bekannten Kino-Darsteller.

Erstaufführung der Posse:

Piff u. Pfaß, die beiden Strategen.

Die Küste Gotlands.

Das Opfer.

Der beste Henny Porten-Film.

Seemanns-Drama in 2 Akten.

Malongo vom Kongo sucht eine kleine Frau, Humoreske.

Tageskarten: Abonnementshefte

Logo 1.20 Mk. 8.50 Mk.

1. Platz 0.90 „ 6.50 „

2. „ 0.70 „ 5.00 „

3. „ 0.50 „ 3.50 „

Vorführungen von 3-11 Uhr.

Wiesbadener Vergnügungs-Palast

Dach. Str. 19. Fernruf 810.

Neuer Spielplan

vom 1. bis 16. März 1915.

Original 3 Carolis,

die phänomenalen Akrobaten.

Lissy Wissmann,

Operetten-Sängerin.

Borussia-Sextett

in ihrem Akt:

„Das weibliche Militär“.

Martin Zweck,

Humorist mit eig. Vorträgen.

Geschw. Müller,

urkom. Miniatur-Theater.

Fregolo,

Verwandlungs-Komiker.

Franz Steidler,

Deutschlands bester Bauchredner, mit seinen radfahrenden Puppen. Ueberall Stadtgespräch.

Dazu Vorführung erstklassiger Lichtspiele.

Trotz enormer Spesen keine erhöhten Preise.

Eintritt auf all. Plätzen 50 Pf.

Zehnerkarten gültig Wochentags: Mk. 2.50.

Wein- u. Bier-Abteilung.

Gute deutsche Küche.

Am 1. u. 16. jeden Monats vollständig. Programmwechsel.

Werktags haben Verwandete freien Zutritt. Nachmittagsvorstellungen: Eintritt 30 Pf.

auf allen Plätzen. Anfang: Wochentags 8 Uhr; Sonntags 2 Vorstellungen: 4 u. 8 Uhr.

— Tischbestellungen für die Weinabteilung werden jederz. telephon. entgegengenommen.

Die Direktion.

Reichshallen.

Stiftstr. 18. * Telefon 1306.

Versäume keiner, das großartige

Niesen-Weißbad-Programm anzusehen. Unter anderem:

Felmar Bask,

der hier so beliebte Humorist.

!! Neue Schläger !!

Gertrude Shadow,

Soubrette.

Die vier süßen Mädels.

Akrobatische Tänze.

Fritzi Renne,

Offizierscopistin.

Drei Geschwister Joellner.

Elektrischer Russisch-Akt.

Alex und Hermann.

Original-Kraftakt.

Gesamtes Künstlerpersonal: 12 Damen, 6 Herren.

Trotz der großen Speise wochentags 30 Pf. Eintritt.

Anfang Sonntags 4 Uhr. Abends 8 1/2 Uhr. Die Dir.: Paul Becker.

**Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts**

Ar. 5.



Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. Von **Camille Méchant.**

(Nachdruck verboten.)

„Wer? Jener Herr dort?“

heilig, er sei nicht wahnsinnig. Aber der Fall lag so sonnenklar, daß er freigesprochen und unserer Anstalt überwiesen wurde. Er ist jetzt zwei Jahre hier . . . Sprechen Sie mit ihm, es wird Sie amüsieren. Das einzig Absonderliche, woran man sofort merkt, daß man einen Geisteskranken vor sich hat, ist die Behauptung, er sei nicht geisteskrank."

„Vollständig sicher! . . . Abriqens — alle Mörder sind geisteskrank, müssen Sie wissen“, antwortete mein Führer im Ton tiefinnerlicher Überzeugung. „Und ebenso alle Leute, die man Helden nennt, kurz, alle durch irgend etwas über das Niveau ihrer Mitmenschen hervorragenden Individuen. Diejenigen Personen, welche sich im geistigen Gleichgewicht befinden, gehen ruhig ihren Geschäften nach und fühlen nicht den inneren Drang, ihr Glück, ihre Freiheit, ja oft ihr Leben durch gefährliche Handlungen aufs Spiel zu setzen. Ein Individuum, das irgend einer Idee zuliebe seinen Selbsterhaltungstrieb opfert, ist wahnsinnig — ganz einfach!“

Es war ein Mann von kaum mittlerem Wuchs mit einem für diesen Körper viel zu großen Kopf — ein ganz sonderbarer, langausgezogener Schädel, mit sehr blonden Haaren bedeckt, welche tief in die Stirn hineinhiengen. Ich weiß nichts mehr von seinen Zügen; nichts ist mir mehr erinnerlich, als die wasserfarbenen Augen, welche bald grau, bald grün, bald blau schillerten. Sie standen zu weit voneinander entfernt und bewachten sich unaufhörlich.

Schweigen war drückend, peinlich, und ich dachte schon darüber nach, wie ich mich wohl am schicklichsten, ohne zu verletzen, von meinem Gegenüber verabschieden könnte, als er plötzlich ganz unvermittelt begann:

„Man hat Ihnen gewiß meine Geschichte erzählt? . .
Sind Sie Arzt?“

„Nein, ich bin nicht Arzt . . .“, beeilte ich mich zu antworten.

„Aber Sie glauben auch, daß ich wahnsinnig bin . . . natürlich?“

„Mein Gott,“ erwiderte ich zögernd. „Der Wahnsinn ist ein so schwer zu definierender Zustand . . .“

„Daß Sie nicht mit absoluter Sicherheit sagen können, ob Sie nicht ebenfalls wahnsinnig sind, nicht wahr?“ unterbrach er mich mit trockenem Lachen.

„Ufferdinas . . .“

„Sehen Sie wohl! Ich dagegen weiß ganz genau, daß ich meinen gesunden Menschenverstand besitze. Abtrübselt ein Gedanke! Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen . . . Ich habe sie schon zwei oder drei Personen erzählt, die einen ziemlich intelligenten Eindruck machten — sie haben sie nicht verstanden. Sie werden sie auch nicht verstehen, ohne Zweifel; aber ganz gleich — es wird mir Spaß machen. Es gibt Augenblicke, in denen ich davon sprechen muß . . . Man hat Ihnen erzählt, daß ich eine Frau getödet habe, nicht wahr? Ich will Ihnen erklären, warum ich sie getödet habe und warum ich sie wieder töten würde, wenn ich mich wieder in ähnlicher Situation befände . . . Sie sehen wohl, daß Sie ein Mitglied der besseren Gesellschaft vor sich haben. Bevor ich hierher gebracht wurde, war ich das, was man in unseren Kreisen einen sehr patenten Kerl nennt; außerdem besaß ich Vermögen. Ich bin nicht dümmer, als irgend ein anderer, aber ich habe mich niemals mit irgend etwas beschäftigen mögen, obgleich ich eine leichte Auffassungsgabe besaß: ich scheute die Arbeit . . . Und dann hauptsächlich: die Frauen nahmen mich zu sehr in Anspruch. Ich hatte manche Geliebte, denn die Liebe ist um so schöner, je kürzer sie ist. Der schönste Moment ist vielleicht der, in dem man fühlt: jetzt ist die Sache zu Ende! In dieser einen Sekunde glaubt man alle gegossenen Freuden noch einmal zu kosten, und man genießt um so gieriger, als man sicher ist, daß man diese Freuden nicht mehr kosten wird . . . Haben Sie schon einmal solche eine Empfindung gehabt? Haben Sie sich schon einmal an den Verzweiflungsausbrüchen der Frau berauscht, welche Sie verlassen wollen? Es liegt doch ein besonderer Reiz darin — eine Frau, die weint, die vor uns auf die Knie fällt, die sogar die Sorge um ihre Schönheit beiseite setzt, nicht mehr daran denkt, ob ihre Bewegungen und Stellungen auch hübsch sind . . . Ach, ich habe diese Freuden gekostet!

Und ich vermisse sie mehr als die anderen Freuden. . . .
Aber kehren wir zu meiner Geschichte zurück! Ich will Sie nicht zu sehr langweilen . . .

Ich hatte diese Frau, die einzige, welche mir Qualen verursacht hat, in der Gesellschaft kennen gelernt. Ich kann jenen denkwürdigen Moment, in dem mein Blick zum erstenmal auf sie fiel, noch immer nicht vergessen. Ich hatte soeben den Salon betreten, hatte einigen Freunden die Hand gedrückt, als die Herrin des Hauses mir winkte:

„Kommen Sie! Ich stelle Sie Ihrer Tischdame, Madame de Balnerte, vor.“

Sie stand in leicht gebeugter Haltung an den Kamin gelehnt. Sie war sehr groß. Das zarte Weiß ihrer Büste hob sich fast gespenstisch aus dem Ausschnitt ihres schwarzen Kleides, auf dem, gleich riesigen, unbeweglichen Schmetterlingen, große Schleifen aus weißem Samt befestigt waren. Ich glaube, sie war nicht einmal hübsch. Ihre Züge waren zu scharf, ihr Gesicht zu lang, aber der gebieterische, eigensinnige, hochmütige Ausdruck, der darauf lag, reizte mich. Im Augenblick, da ich sie anreden wollte, sprach sie zu einem Herrn, der, mit dem Ellbogen auf den Kamin Sims gestützt, neben ihr stand.

„Furcht? . . . Oh, ich habe niemals Furcht.“

Ich fühlte mich durch diese Worte gereizt, gerade als wenn sie eine Beleidigung für mich gewesen wären . . . Ich mag die Frauen nicht leiden, welche keine Furcht haben, die Frauen mit harter Seele, welche einen eigenen Willen und eine eigene Ideenwelt besitzen. Es sind Ungeheuer, aber keine Frauen. Man müßte sie alle töten, wie ich diese eine getötet habe! . . . Als ich sie zu Tisch führte, empfand ich einen unerklärlichen Haß gegen sie; aber nachdem ich während des Dinners und während des übrigen Abends mit ihr geplaudert hatte, war es mir klar, daß ich ihre Gegenwart nicht mehr entbehren könnte. . . . Sie besaß Geist und Wit, jenen scharfen, sarkastischen Wit, der sich über alle und alles lustig macht. Mit einer Miene, als verachte sie die Meinung ihres Gegners, stellte sie ihre Behauptungen auf und verteidigte diese Behauptungen mit einer geradezu aufregenden Logik. Sie wollte in allen Dingen recht haben, und nach einer gewissen Zeit stellte sich bei ihrem Widerstehen mit tödlicher Sicherheit eine Art lähmenden, geistigen Schwindels ein, welcher es dem Betreffenden unmöglich machte, ihr zu beweisen, daß sie unrecht hatte.

Am folgenden Morgen gab ich meine Karte bei ihr ab, dann ging ich zu ihren Empfangstagen, bald lud sie mich zu ihren ganz intimen Abenden, und schnell traten wir in nähere Beziehungen zueinander. Sehr bald gestand ich ihr meine Liebe . . . Sie lachte nur als Antwort, aber in dem Gefühl wahnsinnigen Begehrens, welches sie mir einflößte, lag etwas so Starkes, so Elementares, daß ihr Lachen bald verstummte.

Sechs Monate tobte ein stummer, aber erbitterter Kampf zwischen uns. Niemals glückte es mir, sie über einer nervösen Schwäche zu ertappen, einer dieser Schwächen des Herzens, wie sie die anständigsten Frauen mitunter anwandeln. Sie blieb immer stolz, eigensinnig, gebieterisch. Sie beherrschte mich vollkommen. Ich gehorchte ihr wie ein Tier. Ich hatte bisweilen Furcht vor ihr . . . und ich haßte sie . . . Wie soll ich Ihnen begreiflich machen, welcher intensiven Haß man gegen eine Frau empfinden kann, die keine Furcht kennt, eine Frau, die einen eigenen Willen hat, eine Frau, ohne die einem das Leben unmöglich scheint! . . . Ich würde in solchen Augenblicken wahnsinnig geworden sein, wenn ich es hätte werden sollen . . .

Wir verbrachten Stunden und Stunden zusammen. Sie sprach von allem mit einer Miene, als ob sie über den Dingen stände, als ob sie stärker als die Verhältnisse, kurz — als ob sie unbeflegbar wäre . . . Verstehen Sie den Sinn des Wortes „unbeflegbar“?

Wenn wir allein waren, riß ich sie bisweilen heftig in meine Arme und suchte sie zu küssen. Sie war unglaublich

stark — stärker als ich, stellen Sie sich vor. Wie lächerlich das ist, nicht wahr? Sie war auch größer als ich, so daß ich neben ihr stets ein Gefühl von Schwäche, ja von Feigheit hatte. . . . Also ich versuchte bisweilen, sie zu küssen: sie hatte dann so eine besondere Art, mich an den Händen zu fassen und mich zurückzustößen, ohne, daß man ihr auch nur die geringste Anstrengung ansah. Ja, ja, ich war wirklich lächerlich, sehr lächerlich. Ich wußte es. Und dennoch fühlte ich mich unwiderstehlich zu diesem ver-teufelten Geschöpf hingezogen.

Was mich an dem Weibe reizte, was meine Sinne zu immer neuem wahnsinnigen Begehren aufreizte, darüber zerbrach ich mir lange vergeblich den Kopf. Endlich, durch einen Zufall, kam mir die Erklärung. Ich will Ihnen erzählen, wie.

Wir ritten oft zusammen aus. Sie war eine vorzügliche Reiterin. Man merkte, daß sie stärker war als das Tier, welches sie unter sich hatte — viel stärker. Sie war ja immer viel stärker. . . . Also eines Tages trabten wir im Bois eine schmale Seitenallee entlang. Plötzlich tauchte an einer Wegkreuzung, etwa zwanzig Meter vor uns, eine von zwei schon gewordenen Pferden gezogene Vittoria auf, die in rasendem Tempo uns entgegenkam: im Wagen niemand, dichtes Unterholz zu beiden Seiten der Allee. Ich sagte Ihnen schon, daß die Allee sehr eng war, tatsächlich kein Platz für den Wagen und für uns, und auch keine Zeit, umzuwenden. Sie begreifen die Situation, nicht wahr? Und wissen Sie, was Madame de Balnerte tat — sofort, ohne einen Augenblick zu zögern? Sie drängte ihr Tier etwas zur Seite, und in dem Moment, da die schon gewordenen Pferde vor ihr waren, sauste ihre Reitepeitsche ihnen wütend einmal, zweimal auf die Köpfe. . . . Die Tiere sprangen zur Seite, warfen den Wagen um, stürzten eins über das andere, während sie, um der gefährlichen Deichsel und den wie toll um sich schlagenden Tieren zu entgehen, ihrem Pferde die Sporen gab und in einem Riesensprung über Wagen und Pferde hinwegsetzte.

Und während dieses ganzen Vorganges — ich hatte sie unausgesetzt beobachtet — war sie weder errötet noch erblaßt. . . . Sie hatte dieses unglaubliche Manöver mit vollkommen ruhigen Augen ausgeführt.

In diesem Moment begriff ich plötzlich, was mich an diese Frau fesselte, begriff ich, worin mein sinnliches Verlangen nach ihr gipfelte: ich mußte die Furcht in diesen Augen sehen. . . . Sie verstehen mich doch, nicht wahr? Ja, Furcht. . . . Aber was konnte ich tun, um den Ausdruck der Furcht, des Schreckens in diesen harten, gebieterischen Augen zu sehen, diesen Augen, welche mich ängstlich und verwirrt gleich einem Kinde machten, sobald ich ihren Blick auf mich gerichtet fühlte? Sie töten, nicht wahr? Es gab nur das eine Mittel. . . .

Das sonderbare Individuum hielt einen Moment inne und begann zu lachen, das nämliche trockene Lachen, welches ich schon einmal von ihm gehört hatte.

„Der Plan war fein erdacht,“ fuhr er nach einer Weile fort, „und dennoch . . . Eines Abends versteckte ich mich in ihrem Zimmer. . . . Ich wartete, bis sie eingeschlafen war, dann schlich ich mich an ihr Bett. . . . Ich hatte eine Blendlaterne bei mir, welche ich zunächst geschlossen hielt. . . . Ich betrachtete sie einige Minuten in ihrem Schlummer. . . . Ach, welche Minuten! . . . Sie können sich nicht vorstellen, welche Empfindungen einen in solchen Augenblicken beherrschen. . . . Endlich öffnete ich meine Laterne. In der nämlichen Sekunde erwachte sie. Sie erwachte und blickte mich an. Da sagte ich:

„Ich bin's. Erkennen Sie mich?“

„Ja, natürlich!“ erwiderte sie sofort. „Haben Sie die Gewogenheit, auf der Stelle mein Zimmer zu verlassen!“

Ich sagte noch:

„Ich bin gekommen, Sie zu töten!“

Ich muß bemerken, mein Herr, daß sie während dieser ganzen Zeit immer ihre ruhigen Augen behielt.

Als ich die letzten Worte gesprochen hatte, lachte sie ein wenig und erwiderte:

„Wenn Sie wüßten, wie lächerlich Sie sind!“

Da stieß ich ihr mein Messer in die Brust . . . Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich ein Messer hatte. Der Körper zuckte zwei-, dreimal — dann war es zu Ende. Und ihre Augen, mein Herr, ihre Augen blieben offen. . . Man behauptet immer, die Augen von Ermordeten drückten Furcht aus . . . Nun, die ihrigen hatten nur einen Ausdruck des Jorns . . . denselben stolzen, verächtlichen Ausdruck, den sie annahmen, wenn ich versuchte, diese Frau zu küssen, und sie mir erwiderte: „Ich verabscheue schlecht erzogene Leute.“

Das ist die ganze Geschichte. . . Bis zum Morgen blieb ich dort. Ich hoffte immer noch, daß sich etwas in dem Ausdruck dieser abscheulichen Augen verändern würde — aber nein — nichts! . . . Man verhaftete mich. Man erklärte mich für wahnsinnig. Man brachte mich hierher . . . Mir ist alles egal. Aber nichts, begreifen Sie wohl, nichts kann mich darüber trösten, daß ich nicht die Furcht in ihren Augen gesehen habe . . . Sie existieren jetzt nicht mehr. Niemals, niemals werde ich den Ausdruck der Furcht in ihnen sehen. . . Warum betrachten Sie mich mit so erschreckter Miene? . . . Ach ja! Natürlich! Sie halten mich auch für verrückt! . . . Dummkopf!“

Und mit raschen Schritten entfernte sich der Mörder.

Deutsche Typen in Italien.

Was ein römischer Fremdenführer erzählt.

Von Curt Bauer, Rom.

(Nachdruck verboten.)

Um von seiner Berufsarbeit Erholung und Ruhe zu finden, geht der Deutsche in die Bergwälder nach der Schweiz oder ans Meer. Begibt er sich indessen für einige Wochen nach Italien, so setzt er sich dabei von vornherein das Ziel, möglichst viel — soviel wie möglich auf einmal zu sehen und zu lernen. Meist hat er sein Gedächtnis bereits vorher mit einem Wust von Wissen aus Altertum, Renaissance und Barock angefüllt, das er während der langen Winterabende in Büchern las oder in Vorträgen hörte. Alle Sehenswürdigkeiten wurden im Baedeker angestrichen, die Zeit bis auf den Tag eingeteilt. Sobald dann in Deutschland der Schnee zu schmelzen beginnt, besitzt er bereits eine durch alle wissenschaftlichen Kenntnisse gefestigte Meinung über Italien. Seine Augen sahen in zahlreichen Träumen die ewige Stadt emporsteigen. Der Wirklichkeit selbst gelingt es später nur schwer, diese Träume zu korrigieren oder zu zerstören. Gewöhnlich findet er in der Geschwindigkeit der Reiseindrücke keine Zeit, sich enttäuschen zu lassen. Er kehrt ebenso flug zurück, wie er abgefahren ist. Überkommt ihm jedoch bei längerem Aufenthalt das Bewußtsein des Unterschieds zwischen Voreingenommenheit und Wirklichkeit, dann fühlt er eine seltsame Verwirrung, deren Ursache er in der Beschaffenheit des Landes und des Volkes sucht. Diese Umstände bestimmen in erster Linie das Verhältnis der deutschen Reisenden zum Lande seiner alten Sehnsucht. Er ist nicht auf einen neuen Eindruck gespannt, den man erst abwarten muß, sondern will hier eine ganz vertraute Stimmung wiederfinden, auf die er sich mühsam vorbereitet und eingestellt hatte. Nicht er will sich den Verhältnissen, dem Lande, dem Charakter seiner Bewohner einfügen, diese sollen sich vielmehr ihm, seiner einmal gefaßten Vorstellung, anpassen. Jeder wird begreifen, daß unter solchen Bedingungen ein scharfer Kontrast zwischen seinem Ich und der Umgebung nicht ausbleiben kann, ein Kontrast, der sich sogleich seinem ganzen Wesen und Verhalten aufprägt, ihn leicht zum Spott der Italiener macht und ihm eine Sondervorstellung — die des Augensiedlers, des Straniero — im bunten Strom des südländischen Volkes anweist.

„Freilich“ — erzählte mir kürzlich einer jener vielgeplagten Fremdenführer — „der Römer hat gut lachen! Wenn solch ein langer Herr mit kurzgeschorenen Haaren, den Kneifer auf der Nase, mit Strumpfhosen und Rucksack oder ein ältliches hageres Fräulein mit Bändern am Hut und fahlgrauem Regenmantel durch die Stadt zieht und erstaunt umherblickt. Wer einen Monat Fremdenführer war, der lacht nicht mehr über ihre seltsame Außenseite, er erschrickt vielmehr, wenn er gerade diese deutschen Typen unter seinem Publikum erscheinen sieht. Sie sind von

einer gefährlichen Selbstsicherheit und pedantischer Gewissenhaftigkeit. Während ich gemächlich eine Statue, ein Bild „erkläre“, blättert irgend einer von ihnen in seinem Handbuch und ruft: „Das stimmt nicht!“ Der Baedeker nämlich ist das vertrauteste Buch von der Welt, das es jedermann ermöglicht, im Handumdrehen mehr zu wissen als wir. Dazu wurde es in allen Sprachen übersetzt und brachte uns so in Konflikt mit dem Reisepublikum sämtlicher Nationen. Der Himmel schütze uns vor denen, die bereits in der Heimat einen ausreichenden Wissensschatz über Rom ansammelten! Sie kümmern sich den Teufel um unser mühsam einstudiertes Führungsprogramm, wenden sich verächtlich bei unsern Erklärungen weg und wollen gerade das alles wissen, was wir ihnen nicht beantworten können. Solange solch ein deutscher Gedächtnis-Athlet sich damit begnügt, vom Hintergrunde auf mich herabzulächeln, mag er es ruhig tun. Ich bin daran gewöhnt. Selten jedoch läßt es der deutsche Mann beim holden Lächeln bewenden. Besonders Namen und Daten gegenüber versteht er keinen Scherz, sein nordisches Wissen gilt ihm mehr als unsere welsche Höflichkeit. Meinen schwungvollsten Redestrom unterbricht er mit sachlicher Trockenheit, die mir die Kehle zuschnürt und meine Stimme verlegen stottern macht. Wo ich just auf ein Relief eingearbeitet bin, beginnt er lateinische Inschriften zu entziffern. Mit unendlicher Bereitwilligkeit — ohne jede Bezahlung — speist er die andern aus seinem Wissensschatz, der die Führerpreise herunterdrückt. Ich stehe schließlich als nebenfällige Person beiseite wie ein hölzerner Wegweiser, der mit einem Arm auf den Apollo, mit dem andern stumm auf Laokoon zeigt. Menschlich atmet meine Brust erst wieder, sobald ich die Honorare in der Hand fühle. Der gelehrte Herr zahlt meist mehr als die andern, versteht sich, nicht für meine Führung, sondern weil ich ihm Gelegenheit bot, sein Licht leuchten zu lassen, von dem sonst vielleicht niemand in der Welt etwas gemerkt hätte. Die ältlichen hageren Fräulein mit den langen Bändern am Hute sind selten so gelehrt, aber dafür desto neugieriger. Sie wollen lauter belanglose Nebenfälligkeiten hören, an die ein verständiger Mann niemals denkt. Möchten sie sich doch stets gegenwärtig halten, daß wir alles, was wir wissen — mehr sogar — schon von selbst sagen. Da erzähle ich die Geschichte des schönen Palazzo Farnese, und solch ein Fräulein unterbricht mich, um zu erfahren, aus welcher Zeit irgend ein danebenstehendes altes Haus stammt. Habe ich mir in dem Treppengewirr der Peterskuppel den Kopf verkloppt, gleich frage mich jedesmal jemand, in welcher Richtung Berlin läge. Und ich blicke verlegen in zwei weitgeöffnete bebrillte blaue Mädchenaugen. Sie bilden für uns Führer trotz ihres

Alters das „enfant terrible“ und nehmen ein unterschiedsloses Interesse an allem, was in den Kreis ihrer glücklicherweise meist kurzfristigen Augen tritt.“

„Sie übertreiben doch wohl!“ — unterbrach ich hier meinen Freund — „wir können uns doch eigentlich nicht darüber beklagen, daß nur die Auslese deutscher Gelehrsamkeit nach Rom käme. Das große Reisepublikum besteht wohl hauptsächlich aus Schaulustigen der wohlhabenden Berufsschichten, die sich mit der Oberfläche der Eindrücke zufrieden geben, ja, froh sind, wenn sie schnell durchkommen, nicht mit trockenem Wissen aufgehalten werden, um dann im Hotel beim Diner in dem erhebenden Gefühl zu schwelgen, möglichst viel an einem Vormittag gesehen und gehört zu haben.“

„Was diesen Punkt anbetrifft“, erwiderte der Fremdenführer, „so ist das eine besondere Sache. Ich sprach bisher nur von den Unbequemlichkeiten unseres Berufes, es liegt mir fern, mich über die Masse beklagen zu wollen. Sie läßt sich stets leichter leiten als der einzelne Störenfried und schließlich fällt sie unsere Tasche. Besonders das deutsche große Publikum zeigt sich viel bereitwilliger, dankbarer und idealistischer denn irgend eine andere Nation. Der Engländer gerät durch keinerlei Eindrücke aus dem seelischen Gleichgewicht. Er sagt mir „O yes!“, als handle es sich um ein gutes Londoner Beefsteak, seine Begleiterin, eine schöne aschblonde Miss, ruft immer „beautyfull“, auch wenn sie das Schweigstuch der heiligen Veronika erblickt. Vollends pietätlos schreiet der Amerikaner durch die ewige Stadt. Er klopft der kapitolinischen Venus vertraulich auf die Schulter und fragt mich, was sie kostet. Demgegenüber erscheint das deutsche Reisepublikum idealistisch und respektvoll. Es ist neugierig, aber auch leicht zu befriedigen. Man zeigt ihm einen alten Mauerrest, beschwört mit halblauter Stimme den Namen Augustus oder Neros und ein andächtiges „Ach!“ antwortet im Kreise. Beim Sonnenuntergang auf dem Pincio sagen sie: „Ganz wie ich mir es vorgestellt!“ Die Villen finden sie wie von Poussin gemalt. Den Schmutz nennen sie malerisch, die Bettler charakteristisch für Rom, ohne damit die ewige Stadt beleidigen zu wollen. Während der Hitze atmen sie entzückt „italienische Luft“. Beim fargen mitgebrachten Frühstück in den Ruinen des Palatin fühlen sie sich als Gäste des Domitian. Die schamlose Zudringlichkeit des Volkes nennen sie „Naivität“, den Gassenbuben, die hinter ihnen herlaufen, streicheln sie die schmutzigen Wangen und geben ihnen Schokolade. Den „Oste“ reden sie „Signore“ an, das Stubenmädchen „Signorina“ und finden deren verschmierte verblüffte Gesichter voller natürlicher Liebenswürdigkeit. Die Anforderungen, die solche eine Gruppe an uns Fremdenführer stellt, sind äußerst bescheiden. Ein Esel, der seine Straße weiß, könnte uns hier ersetzen. Diese Leute verlangen nur soviel sachliche Anhaltspunkte, um zu Hause behaupten zu dürfen, sie seien in Rom gewesen. Sie werden unsere Vorträge von ihnen unterbrochen. Sie hören andächtig zu und sobald sie selbst etwas bemerken, können wir es meist unverändert einpacken und gegen Honorar an die „fliegenden Blätter“ senden. Neulich zeigte ich einem Berliner Millionär die ertatische Santa Terese mit dem Amor von Bernini; die Statue gefiel ihm so gut, daß er mich ersuchte, die Adresse des Künstlers ausfindig zu machen und diesen in sein Hotel zu schicken. Er wollte ihm einen Auftrag erteilen. Ein junger frischer Backfisch verlangte angesichts der bronzenen kapitolinischen Wölfin den Verbleib der kapitolinischen Gänse zu erfahren und ob sie am Ende

von den Wölfen aufgefressen seien? Am neuen Riesenummonument Vittore Emanuels fragten mich meine Landsleute oft, ob die imposante Reiterstatue Kaiser Wilhelm darstelle. Derartige Phrasen, wenn sie unvermittelt in die Ohren dringen, wirken unterhaltend und schüren die Munterkeit meiner Klienten, ohne daß ich mich dabei zu bemühen brauche. Aber leider besteht nur selten der ganze Zirkel aus so angenehmen Gästen. Einer oder zwei sind fast immer darunter, die dem Leithammel das harmlose Verhältnis zu seinen ihm anvertrauten Landsleuten ver-
salzen.“

„Tätet ihr nicht besser?“ — fragte ich den gesprächigen Fremdenführer — „auch aller wissenschaftlichen Erörterungen zu enthalten und dafür dem Fremden praktische Winke über zweckmäßiges Verhalten, Gesundheitsmaßregeln usw. zu erteilen, die ihn vor Betrug, Ausbeutung und anderen Angelegenheiten schützen?“ — „Weit gefehlt!“ rief jener. „Bedor ich Gelegenheit hatte, das große Publikum in Masse zu beobachten und zu begleiten, glaubte auch ich, Glück und Unglück hinge auf Reisen von praktischen Erfahrungen, von Kenntnis der Landesitten, der Sprache, der gesundheitlichen Zustände, der Temperatur usw. ab. Ich studierte die allgemeinen Winke der Reisebücher, erkundigte mich bei ortsverständigen Freunden nach den kleinsten Einzelheiten. Jetzt weiß ich, daß dies alles überflüssig ist. Es gibt unter den Menschen Glückspilze und Pechvögel. Der Italiener jedoch hat einen ganz perfiden Instinkt, diese beiden Gruppen mit einem Blick herauszuerkennen, und weiß besonders den Pechvogel unter einer hundertköpfigen Menge zu finden. Sein vorsichtiges Einhererschreiten, seine stets dem Unglück vorbeugende Sorgfalt verrät ihn unmittelbar und erscheint den leichtsinnig dahinlebenden Kindern des Südens von vornherein verabscheuenswürdig. Er, der im kühlen Norden unangefochten durch alle Verhältnisse gleitet, wird im Süden der Spielball jeglicher Augenblickslaute des Schicksals und des Volkes. Bereits der Gepäckträger am Bahnhof merkt es ihm an, daß er sich reichlich mit großem Gelde versehen hat und wenig Kupfermünzen in der Tasche führt. Will er schnell wechseln, so ist in ganz Rom kein einzelner Soldo zu finden, und um sein Gepäck nicht im Stiche zu lassen, zahlt er in der Eile 1 £. statt 25 C. Dasselbe wiederholt sich mit dem Droschkentischer usw. Der Kellner sucht auf sein bloßes Gesicht hin alle seine falschen Münzen zusammen. Niemand vermag ihm zu raten, keine Erfahrungen ihn zu behüten. Denn sämtliche Regeln machen ihre Ausnahmen, sobald er in Szene tritt. Italien ist für diesen Typus „Pechvogel“ geradezu Treibhausluft, es züchtet, entwickelt ihn bis in die äußersten Nervenfaser wie kein anderes Land.“

Da mein Gewährsmann an dieser Stelle zu einer neuen Führung abberufen wurde, sei es mir erlaubt, den deutschen Reisenden in Rom vor einem weiteren Typ zu warnen, nämlich vor den öffentlichen Fremdenführern. Er kostet Geld und bringt nichts Rechtes ein. Er hat, wie wohl aus seinen obigen Erzählungen genugsam hervorgeht, nicht gerade die idealste Auffassung von seinem Beruf. Die Art, das seiner Leitung anvertraute Publikum zu kritisieren und zu spezifizieren, ist wenig sympathisch, vor allem viel zu allgemein und vom eigenen Berufsstandpunkt aus betrachtet. Bin ich doch überzeugt, daß sich unter den nach Rom reisenden Deutschen auch viele erfreulichere Typen befinden, zu denen, hoffe ich, ebenfalls der verehrliche Leser gehören wird, falls er seinen Kiel einmal in das sonnige Italien zu lenken beabsichtigt.



Sortschritte in der bürgerlichen Wohnung.

Das Ende von Muschelmöbel und Plüschfauteuil.

Von Paul Westheim, Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Zeitung und Zeitschriften sind nun ein Jahrzehnt lang gefüllt gewesen mit Erörterungen über neue Möglichkeiten der Wohnungskunst. Man hat gekämpft und gestritten, Leuten wie Olbrich und Edmann, van de Velde und Behrens einen Ruhm bereitet, hat Ausstellungen in Dresden, in München, Darmstadt und vielen anderen Plätzen gesehen, hört die Einen von einem modernen Milieu, einem neuen Stil der Möbelfünfte reden, hört vielleicht — wenn auch in der letzten Zeit weniger laut und gezwungener — die Anderen die Meinung vertreten, daß dieses ganze neue Kunstgewerbe doch nur eine vorübergehende Marotte der Ästhetiker und Theoretiker wäre und möchte schließlich einmal Klarheit haben über das, was denn eigentlich Bleibendes, Vollständiges aus dem ganzen Spektakel um das neue Kunstgewerbe hervorgegangen ist. Sind die Wohnungen, in denen wir, unsere Nachbarn und unsere Freunde wohnen, im Verlauf der letzten zehn bis zwanzig Jahre anders geworden oder sollten jene krächzenden Unglücksstaben, die Muschelmöbel, Plüschfauteuils und Säulentrumeaus für sakrosankt erklärt, am Ende recht behalten haben?

Die Ausstellungen zu befragen, wäre wohl nicht die rechte Methode. Ihre Bilder sind immer etwas retouchiert. Das Gewöhnliche, das alltägliche Gangbare, das uns gerade interessiert, wird selten nur gezeigt. Der Händler will im allgemeinen von seinem Konkurrenten durch eine außerordentliche Arbeit abstechen; der Architekt, den er sich eigens herangeholt hat, möchte durch originale Erfindungen vor einem kritischen Kennerpublikum Aufmerksamkeit erregen. Weshalb durch derlei Veranstaltungen Prinzip und Ziel der Entwicklung sichtbar werden, weshalb aber auch von ihnen nur zum geringen Teil Aufklärung geboten wird über die Frage, wie es denn eigentlich in den Wohnungen aussieht, die die Mehrzahl der jungen Leute sich in den letzten Semestern eingerichtet hat.

Nun denn, wo sind in den neuen Haushalten die Plüschfauteuils mit Fransen und Bommeln? Wo die Betten mit den gedrehtesten Säulen und die Kleiderschränke im flämischen oder Danziger Barock? Wo ist der Louis seize-Salon, der trotz der kleinen harten Sofas und der runden, unbequemen Sesseln das Pracht- und Staatsstück unserer Mütter gewesen? Findet man den englischen Klubsessel (englisch genannt, auch wenn er in Berlin, in Stuttgart oder Dresden gebaut worden ist) nicht schon überall da, wo man sich gestern noch mit flammendem Pathos altdeutsch, barock oder rokokohaft gebärdete? Und mit diesem Klubsessel sind eine ganze Menge Dinge in unseren Hausrat gekommen, die mit ihrer Bequemlichkeit und ihrer Sachlichkeit nicht weniger den Stempel unserer Zeit tragen. Ganz unmerklich sind sie eingedrungen. So unmerklich deshalb, weil sie ganz natürlichen Bedürfnissen selbstverständlich entgegenkommen. Wer wird statt eines so praktischen und übersichtlichen Diplomaten-Schreibtisches sich noch ein Rokokodinsgehen schnitzen lassen, an dem Barone und Marquisen müßig-gängerische Herzergießungen fröheln konnten? Aber, so wird uns trotz all solcher kleinen Symptome immer wieder erklärt, die Louis seize-Einrichtung sei doch das einzig Richtige für Leute von wirklich gutem Geschmack, das einzig Standesgemäße für diejenigen, deren Eltern und Großeltern schon viel Geld und mit dem vielen Geld schon die Louis seize-Garnituren gehabt haben. Die Möbeldändler, die das immer wieder versichern, haben nicht einmal unrecht. Es ist schon so, daß von zehn jungen Damen, die mit ihren Bräutigamen die Einrichtungshäuser besichtigen, neun nach dem Louis seize-Zimmer

verlangen. Daß acht von ihnen nicht wissen, was sie damit fordern, und nicht wenig betreten wären, wenn sie schließlich ihren Worten nach eine richtig nachgeahmte Louis seize-Einrichtung nehmen müßten, ist eine andere Sache. Die allerwenigsten haben nämlich kaum eine Ahnung davon, was Louis seize-Möbel denn überhaupt für Dinger sind. Sie wissen nur, daß Louis seize etwas besonders Kostbares ist, etwas, was man als vermögender Mensch eigentlich haben muß, etwas, was die Freundin, die im vorigen Jahr geheiratet hat, sich ebenfalls ausgesucht hat und was bei ihr wiederum allgemein bewundert worden ist. Und am Ende kauft man leidlich modernen Hausrat mit dem Bewußtsein, seinen Louis seize-Traum verwirklicht zu haben. Das klingt wie eine Übertreibung und ist doch etwas ganz Alltägliches.

Zu einem der Führer der modernen Kunstgewerbewegung kommt, um nur ein paar Beispiele zu nennen, ein Mann, läßt sich von ihm ein Landhäuschen im englischen Cottagestil bauen und hat plötzlich den Einfall, er müsse darin ein Louis seize-Speisezimmer haben. Lange Verhandlungen hin und her; schließlich erklärt der Architekt sich bereit, diesen Wünschen entsprechend ein Speisezimmer zu machen. Der Besitzer ist glücklich über das exquisite Louis seize, das ihm der moderne Architekt entworfen hat und das so wenig ancien régime ist wie das elektrische Licht, auf das der Hausherr natürlich auch nicht verzichten wollte. Oder in eine von jenen modernen Werkstätten, die die neuen Künstler-Möbel vertreiben, kommt eine Dame, die ihre Villa ebenfalls Louis seize ausgestattet haben möchte. Der prinzipienfeste Verkäufer, der da angestellt ist, sucht sie mit all den schönen Leitsätzen, die er aus Büchern und Zeitschriften bezogen hat, von ihrem Begehren abzubringen, bringt sogar ein Opfer der Überzeugung und will eine so hoffnungsvolle Kundin fortgehen lassen, als einer von den Künstlern zufällig von dem Handel hört, sich der Dame vorstellt: Professor X, Spezialist für das neueste Louis seize, und dieses allerneueste Louis seize, das natürlich mit keiner Geste an das alte Frankreich erinnert, steht zum Entzücken der Besitzerin in einer Villa bei Essen. Womit nur bewiesen werden sollte, was die Redensart, daß noch immer die französischen Stilmöbel am stärksten begehrt werden, auf sich hat. 50 Prozent der Leute nennt eben das, was ihnen gefällt, Louis seize, und wenn es tausendmal von einem modernen Kunstgewerbler entworfen ist. Und die Händler, die der großen Masse derartige Stile anbieten, betrachten es als etwas Selbstverständliches, sie ihnen bis zur Unkenntlichkeit fast mundgerecht zu machen. Man sehe daraufhin nur einmal in den Speisezimmern die Buffets, oder was daraus geworden ist: die Anrichte mit einem kleinen Aufbau an. Gewiß, es gibt noch Menschen, die ohne einen Riesenkasten mit Ausladungen und Schnitzereien nicht auskommen zu können glauben. Aber sie bilden schon die Ausnahme, schon jagt ihnen der Verkäufer in den Handlungen, daß man doch so etwas nicht mehr habe, daß es für den Umzug sehr unpraktisch sei usw. Und diese Gründe, die er auch sonst vorbringen könnte, sind meist durchschlagend. Dieses Mittelding zwischen Buffet und Anrichte ist eine ganz charakteristische Zeitererscheinung, ist typisch moderner Stil, wie für die Biedermeiertage der Birkenholzflektär oder die Glaservante typisch waren.

Oder man nehme als noch einleuchtenderes Beispiel das Schlafzimmer. Wo gäbe es da noch den staubfängerischen, farblosen Tapeziererplunder? Wo Betthimmel und bedruckte Gobelins mit der Raffaelschen Madonna? Wer, zöge nicht an Betten und Kleiderschränken die glatten, schön gemaserten Flächen heller Hölzer vor? Statt des geschnitzten,

gedrehten und gedrehtesten Zierrats werden Intarsien in die Holzflächen gelegt und bunte Lebhaftigkeit geben die farbigen Cretonnes. Das alles ist in seiner Nützlichkeit und seiner hygienischen Selbstverständlichkeit Allgemeinut geworden. Wie vielen, die das als etwas so Selbstverständliches hinnehmen, wie Marmorwaschtische und fließendes Wasser, kommt zum Bewußtsein, daß sie sich in ihrem Schlafzimmer zur modernsten Wohnkultur bekennen? Wer zöge nicht statt der schwierigen und umfänglichen Konstruktionen, die die alte Kerzentrone verlangte, jene buntfarbigen Stoffschirme vor, die wir um die elektrische Birne spannen, die so viel Stimmung geben und gleichzeitig das Licht so praktisch nach unten werfen?

All das wären nur die äußeren Anzeichen, Dokumente eines praktischen Komforts, der sich als eine selbstverständliche Errungenschaft durchsetzen mußte. Aber hat sich unser Mobiliar nicht von Grund auf geändert? Suchen wir nicht nach den Lehren der neuen Möbelfürer jedem Raum die einheitliche Stimmungsnote zu geben? Bevorzugen wir nicht mit jedem Tage mehr die kräftigeren Farben, wählen wir nicht ganz von selbst die neuen, bunt und lebhaft gemusterten Tapeten und Stoffe? Haben unsere Handwerker im Banne dieser Strömungen nicht ganz neue Wege eingeschlagen? Schon längst sehen sie nicht mehr ihr Heil in einer sinnlosen Häufung von Ornamentik, die man aus den Musterbüchern abzeichnen konnte und mußte. Sie haben, wie wir alle, die Schönheit

der Materialien, der Hölzer wie der Textilien wieder entdeckt und bemühen sich, durch eine gepflegte Arbeit diese Reize uns sinnfällig zu machen.

Kein Zweifel, der Durchschnittsdeutsche lebt noch nicht in Künstleräumen, wie sie von einem Behrens, einem Hoffmann, einem Bertsch, Campbell oder sonst einem gestaltet worden sind. Die Umgebung, die der große Künstler schafft, setzt mit ihrer Spröde, ihrer aristokratischen Zurückhaltung einen Bewohner voraus, der sich dem Gestalter innerlich verwandt fühlt. Die Masse wird immer bestrebt sein, sich diese Dinge nach ihrem Gusto zurechtzumachen. Und das tut sie auch heute, wie man eben auf den drei Berliner Möbelmessen zu beobachten die beste Gelegenheit hatte. Die Händler, die Tischlermeister und Tapezierer, die da ihre Arbeit zeigen, denken nicht daran, irgend einer Entwicklung Wegweiser zu richten; sie zeigen nur das, was sie verkaufen wollen, was ihre Kunden bei ihnen verlangen. Und es stellt sich heraus, daß dieser Durchschnittskunde einen Hausrat erwünscht, der das strikte Gegenteil von all den Geschmacksgeueln ist, die die Gewerbereformer in dem Hausrat der Väter bekämpften. Mag sein, daß er das noch immer Louis seize benennt, daß er gelegentlich auch noch ein Säulchen oder ein altbackenes Ornamentchen angebracht haben möchte, im Grunde genommen ist der Geschmack an Möbeln doch ein anderer, ein wesentlich besserer geworden.

Heuchelei.

Von B. Prus.

(Nachdruck verboten.)

Es war gegen 10 Uhr abends. Der ernste Herr Ezechiel blickte mehrmals auf die Uhr, die pockenarbig Frau Veronika legte ihr Häfettuch aus Wolle zusammen, und die wohlgenährte Frau Balbina gähnte ganz ungeniert. So sichtbare Zeichen der Langeweile sind imstande, den unaufmerksamsten Hausherrn in Verlegenheit zu bringen. Kein Wunder, daß Frau und Herr Sylvester, deren Gastfreundschaft bekannt war, sich wie zwei fliegen im heißen Brei wandten, indem sie darüber nachdachten, wie sie ihre Gäste unterhalten sollten.

Plötzlich aber, gerade als die Augenbrauen des besorgten Herrn Sylvester die höchste Lage auf der Stirn erreicht hatten und das Korallenmündchen der Frau Balbina eine immer größere Ähnlichkeit mit einem Einfahrtstor aufwies, da wurde der Engel der Stille durch eine Frage verschreckt, mit der der elegante Herr Fabian wie mit einer Bombe herausplatzte.

„Ich würde demjenigen sehr dankbar sein“, — sagte Herr Fabian — „der mir für das heute so gebräuchliche Wort „Heuchelei“ eine Erklärung gäbe.“

„Nichts leichter als das!“ brummte Ezechiel ernst.

„Bin vollständig Ihrer Meinung!“ bestätigte der gastfreundliche Sylvester, der Herr des Hauses.

„A... ach!“ gähnte die reizvolle Balbina.

„Gute Nacht, meine Herrschaften!“ flüsterte Mania, das vierzehnjährige, prächtige Töchterchen des Hauses; die Kleine hatte nicht übel Lust, die Erklärung mit anzuhören, aber auf ein Zeichen, das ihr die vorsichtige Mutter gab, mußte sie die muntergewordene Gesellschaft verlassen und in ihr Zimmer gehen.

„Alle gänzlichen Ausverkäufe, Prämienanleihen, Wohltätigkeitskonzerte“, meinte Herr Ezechiel — „alle Klagen über die Ausnutzung der Armen durch die Kapitalisten — das ist alles Mumpitz!“

„Mein lieber Herr“, bemerkte Frau Veronika, „warum sollen wir so weit suchen, wenn wir in den uns

bekannten nächsten Kreisen so viel Heuchelei finden, daß sie uns zur Erklärung des Wortes vortrefflich dienen kann.“

„Ich empfehle mich Ihnen“, unterbrach Frau Balbina, die sich mit niemand viel Umstände machte. „Ich sehe, daß Frau Veronika ihr Lieblingsthema gefunden hat und möchte sie nicht stören.“

„Aber liebe Frau!... Aber Gnädige!“ riefen gleichzeitig Herr und Frau Sylvester, indem sie von ihren Stühlen aufsprangen, wahrscheinlich, um eine so angenehme Person in ihrem gastfreundlichen Hause zurückzuhalten.

„Mein Mann wird unruhig sein, außerdem habe ich Kopfschmerzen!“ rechtfertigte sich Frau Balbina, während sie die Damen küßte und den Herren die Hände zum Abschied reichte.

„Darf ich der Gnädigen meine Dienste anbieten?“ fragte der ehrwürdige Ezechiel.

„O, ich danke! danke sehr! ich habe nur einige Schritte bis nach Hause. Adieu!“

Nach einigen Sekunden war sie verschwunden.

„Immer nur zum Mann und immer beim Mann. Was für eine prächtige Frau!“ begann der Herr des Hauses mit zweideutigem Lächeln.

„Ach Gott!“ rief Frau Veronika entrüstet. „Hier haben wir bereits ein Beispiel der Heuchelei. Sie tut, als liebe sie ihren Mann, während sie ein Duzend Liebhaber hat.“

„Auch erweckt sie den Eindruck einer sehr vernünftigen und taktvollen Frau, und doch macht sie unerhörte Ausgaben und Schulden“, fügte Ezechiel hinzu.

„Unter dem Vorwand der Aufrichtigkeit sagt sie den Menschen Grobheiten“, ergänzte Sylvester.

„Ja, wirklich“, bemerkte der sympathische Fabian. „Frau Balbina hat sehr viel dazu beigetragen, das berühmte Thema zu erklären!... Aber, o Gott“, rief er plötzlich, „es ist schon ein Viertel nach zehn, ich sollte meine Schwester, die Baronin, vom Theater abholen. Erlauben die Herrschaften also, daß ich mich empfehle!“

„Wie schade!“ seufzte Veronika.
„Es schickt sich nicht, die Unterhaltung zu unterbrechen, deren Seele Sie sind, Herr Fabian“, sagte die Hausfrau mit dem süßesten Lächeln.

„Es ist nicht zu ändern! — Wenn Herr Fabian Frau Baronin begleiten soll, dann dürfen wir ihn nicht aufhalten“, meinte der Hausherr.

Als der Gast nach zärtlichem Abschied verschwunden war, sagte Herr Ezechiel mit feierlicher Miene: „Ich verstehe wirklich nicht, wie dieser Jüngling die Stirn hat, nach der Bedeutung der Heuchelei zu fragen, da er selber ein so vortrefflicher Claqueur ist!“

„Wie boshaft Herr Ezechiel ist!“ flüsterte die Frau des Hauses.

„Das ist nicht Bosheit, mein Kind“, sagte ihr Mann, „Gerechtigkeit. — Freilich erreicht keiner Herrn Fabian in der Kunst der Verstellung, und auch jetzt bin ich nicht sicher, ob er anstatt zur Schwester . . . nicht wo anders hingegangen ist . . .“

„Zum Beispiel hinter Frau Balbina her“, bemerkte Veronika.

„Aber liebste Frau . . .!“ entgegnete die Frau des Hauses.

„Wenn es auch nicht Frau Balbina ist . . .“ meinte Ezechiel, „so bleibt Fabian auch ohne sie ein Claqueur. Ich selber kenne einige Fälle, wo der Bengel sich selber übertroffen hat . . .“

„Sein aristokratischer Stolz ist die erste Heuchelei“, unterbrach Veronika. „Es ist doch bekannt, daß sein Vater Diener war . . .“

„Diener? — Und was bedeutet seine Schwester, die Baronin?“

„Das bedeutet, daß sie einen fabrizierten Baron geheiratet hat, der vor zehn Jahren mit Vieh gehandelt hat.“

„Und das Vermögen des Fabian?“

„Wo hat er Vermögen?“ ergreift Ezechiel das Wort. „Er schmeichelt sich bei großen Herren an, leiht anscheinend für diese Geld von den Wucherern, vergißt aber nicht bei dieser Gelegenheit, auch an sich zu denken. Das ist alles.“

„Am Gottes willen, ist das möglich?“ fragte Frau Sylvester mit klagender Stimme. „Er schien ein so anständiger Junge zu sein! . . .“

„Liebe Klotscha“, erinnert sie ihr Mann, „tue doch nicht so furchtbar erstaunt; ich habe dir doch oft genug davon erzählt . . .“

„Aber lieber Kowatschu!“

„Aber liebe Klotscha!“

Der beginnende Streit des Ehepaares wurde durch den plötzlichen Glockenschlag unterbrochen. Als der Wirt die Tür öffnete, erkannten die Gäste im Vorzimmer Ezechiels Diener.

„Was ist geschehen?“ rief Herr Sylvester mit schlecht-gespieltem Staunen.

„Ach, gnädiger Herr, ein Mann kam dreimal wieder und sagte, daß er Herrn Ezechiel noch heute sprechen müsse.“

„Was kann das sein?“ . . . sagte Ezechiel. „Es ist mir furchtbar leid, mich Ihnen empfehlen zu müssen.“

„O, das tut nichts! . . . Wenn es nur nichts Unangenehmes ist . . . Gute Nacht!“ erwiderten die Anwesenden im Chor.

„Na, dann werde ich wohl lieber schlafen gehen“, sagte Frau Veronika und legte ihre Arbeit zusammen. „Mein Gott, wie verkehrt die Welt jetzt ist! Der alte Sünder Ezechiel zum Beispiel redet über alle und ist selbst der schlimmste . . . Ach!“

„Was hat er denn getan?“ fragte die Frau des Hauses.

„Als wenn du es nicht wüßtest, liebe Klotscha!“ erwiderte ihr Mann gereizt.

„Ein Geizhals und Wucherer, liebe Frau!“ erklärte Veronika. „Der Mensch hat schon mehr als einen zu Grunde gerichtet, und jener Mensch, der ihn nachts holen ließ, ist jedenfalls ein gehehelter Schuldner oder ein Dummkopf, der Geld braucht . . . Gute Nacht, meine Herrschaften.“

„Großer Gott!“ ruft Frau Sylvester aus.

„Ja, ja meine Gute . . . gute Nacht!“

Nach gegenseitiger Umarmung ging die alte Dame.

„Meine Klotscha!“ begann der Hausherr, „du bist unausstehlich mit deinem fortwährenden Zweifel und Staunen.“

„Und du, wenn du mit Veronika, die so falsch ist, wie ihre Haare und Zähne, um die Wette alle beredest.“

„Aber Klotscha, was redest du? Veronika hat zwar ihre Eigentümlichkeiten —“

„Eigentümlichkeiten? So nennst du eine Eigentümlichkeit, hinter dem Rücken alle zu bereden und Schmeicheleien ins Gesicht zu sagen? . . . Ein unausstehliches Weib ist sie und basta!“ rief die Frau aus und ging ins andere Zimmer.

Der Mann eilte ihr nach.

„Ich verstehe nicht, Liebste“, sagte er zornig, „wieso du heute plötzlich so moralisch bist! Ich weiß doch, wie du sonst darüber denkst!“

„Und ich begreife dich nicht!“ rief die Frau. „Heute verteidigst du Veronika, und ich weiß doch, was du sonst über sie redest . . .“

„Unvernünftige Frau! ich konnte doch nicht anders, weil Veronika am Fenster horchte.“

„Nun, dann konnte auch ich den Klatsch und die Klatschbasen nicht gut heißen, weil Mania während unserer ganzen Unterhaltung an der Tür gelauscht hat . . .“

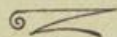
„Mania ist doch schlafen gegangen? . . .“

„Mania macht es immer so, wenn sie etwas hören will, was man in ihrer Gegenwart nicht sprechen würde.“

„Eine vorzügliche Erziehung!“ brummte der Gatte.

„Genug!“ entgegnete die Frau.

Beinahe wäre ein ehelicher Streit ausgebrochen. Zum Glück aber blickten die Gatten einander an und verstummten beide.



Vision.

Von J. Bois.

(Nachdruck verboten.)

Ich erinnere mich noch an das alte Fräulein Josephine, eine Freundin meiner Mutter; ich sehe sie an unserem Tische sitzen, des Abends bei der Lampe, mit ihren hohlen Wangen, dem unruhig flackernden Blick der großen schwarzen Augen. So jung ich damals war, mir schien es stets, als berge sich in diesen Augen irgend ein Geheimnis, eine grauenvolle Untat, ein unvergeßlicher Schrecken. Und als sie uns einmal ihre Geschichte erzählte, war es mir, als hörte ich nur eine Wiederholung dessen, was ich in schlaflosen Nächten gedacht und geträumt hatte.

„Sehen Sie“, sagte Josephine mit ihrer schwachen, etwas heiseren Stimme, „ich habe die Hinrichtung eines Menschen verschuldet, — jawohl, seine Hinrichtung —“

„Erzählen Sie uns das, meine Liebe“, entgegnete meine Mutter. „Sicherlich ist es nicht so schlimm, und Sie machen sich vielleicht unnötige Vorwürfe.“

„Ich war damals ein junges Mädchen“, begann Josephine, „und wohnte zusammen mit meiner Kousine. Ich hatte keine Eltern mehr, und eine alte Tante hatte uns beiden im Erdgeschoß ihres Hauses eine kleine Stube eingeräumt, während sie selbst im obersten Stockwerk

wohnte. Sie war mißtrauisch und sehr geizig, und man sagte ihr nach, daß sie fast alle ihre Wertsachen in einem geheimen Schrank in der Wand berge. Des Abends stieg sie manchmal zu uns hinab, nahm an unserem Nachtmahl teil und ging stets vor zehn Uhr wieder hinauf.

Eines Nachts war es mir unmöglich, einzuschlafen; ich fühlte mich ganz aufgeregt, und außerdem störte mich das hörbare Atmen meiner Kousine. Ich blickte vielleicht eine Stunde mit offenen Augen in das Dunkel vor mir, dann, als meine Lider schwer wurden und ich schon hoffte, Schlaf zu finden, gab es mir einen plötzlichen Ruck. Ich fuhr auf, als ob man nach mir gerufen hätte. Aber kein Laut drang in unsere Kammer. Dann vernahm ich ein leises Geräusch, das von oben zu kommen schien. Ich hielt meinen Atem an, fest überzeugt, daß da etwas voring. Nach einer Weile weckte ich angstverfüllt meine Kousine auf, doch sie starrte mich verständnislos an und drehte sich alsbald auf die andere Seite, um weiterzuschlafen.

Unterdessen hatte das Geräusch zugenommen. Ich stieg aus dem Bette und schlich zur Tür. Die Angst, daß der alten Frau vielleicht etwas zugestoßen sei, ließ mich nicht ruhen. Ich öffnete und trat auf den Korridor hinaus und — ah, wie soll ich Ihnen das schildern? — in demselben Augenblick spüre ich etwas wie einen elektrischen Schlag. O, dieser Schauer, der mich plötzlich überlief, als ob ich geahnt hätte, daß da vor mir, im Dunkel, in irgend einem Winkel gedrückt, ein böses gefährliches Wesen mir gegenüberstehe, mich belauere! Was ging vor? Ich sah nichts und doch fühlte ich zwei Augen auf mich gerichtet, zwei schreckliche Augen, die mir drohten. Eine Eiskälte krümmte mir den Rücken, ich glaubte vor Furcht wahnsinnig zu werden. Doch dies alles dauerte nur einen Augenblick. Dann hörte ich deutlich ein Geräusch, das vom Zimmer meiner Tante herabdrang. Es glich dem Sprudeln eines Wasserhahns, den man geöffnet hatte. Ich tastete mich hinauf, stieß an die halbgeöffnete Tür und trat in das Zimmer. Ich rief meine Tante beim Namen, näherte mich ihrem Bette, doch niemand antwortete. Und immerfort dieses seltsame gurgelnde Geräusch eines Wasserrohres. — — — Plötzlich griffen meine Hände etwas Feuchtes und gleichzeitig fühlte ich unter meinen Fingern das Gesicht der Tante — — — und in demselben Augenblick begriff ich alles. — — — Man hatte die Tante ermordet — — — das Geräusch war ein Röcheln — — — die Flüssigkeit war Blut! — — — Ich stürzte zum Fenster, riß es auf und schrie aus allen Kräften, ohne zu bedenken, daß der Mörder vielleicht noch auf der Stiege sei: „Zu Hilfe! Mörder! Mörder!“

Als ich mich dann wieder dem Bette zuwandte, röchelte meine Tante nicht mehr. Ich zündete eine Kerze an und sah nun das Schreckliche. Der Unglücklichen war die Kehle durchschnitten, die Augen waren starr, weit offen, das Gesicht drückte eine grauenvolle Todesfurcht aus, die Lippen waren weiß, fast unkenntlich. Ich begreife nicht, wie ich damals nicht wahnsinnig wurde. Die Zähne klapperten mir hörbar, und es schien mir, als greife von rückwärts eine Hand nach meinem Nacken, schleudere mich an die Seite der Leiche neben das Kopfkissen, auf dem sich eine Blutlache breitete. Und was meinen Schrecken noch verstärkte, waren die blutigen Abdrücke nackter Füße auf dem Bettlaken und der Abdruck der Mörderfaust an der Wand, wo ein kleiner Schrank offenstand.

Ich hatte so lange und so laut am Fenster geschrien, daß mich die Nachbarn hören mußten. Ein wirres Murren von Stimmen drang vom Hofe herein. Ich begann abermals zu schreien wie von Sinnen:

„Öffnet nicht das Haustor! Der Mörder ist im Hause! Er ist im Hause!“

Ein Mann faßte mich an der Schulter und rüttelte mich. Es war der Polizeikommissar. Er hielt mich offenbar für verrückt. Er befragte mich in leisem, ruhigem Ton. Aber ich hörte nicht auf ihn, sondern wiederholte nur in einem fort: „Er ist im Hause!“

Der Kommissar drückte mich auf den Sessel nieder und fragte: „Wie wissen Sie denn, daß er noch im Hause ist?“

„Ich mußte im Dunkel an ihm auf der Stiege vorbeir“, sagte ich, zusammenschauend. „Es durchfuhr mich so seltsam wie ein Blitzschlag —“. Dann setzte ich hinzu, fast gegen meinen Willen: „Ich bin sicher, daß ich daselbe wieder empfinden würde, falls ich noch einmal in seine Nähe käme.“

Ich erschrak dann selbst über meine Worte.

„Fassen Sie sich, mein Kind“, sprach der Kommissar. „Wir werden schon Klarheit in diese Sache bringen.“

Der Tag begann langsam zu grauen. Es mochte vier Uhr morgens sein; wir hatten Ende Mai.

„Das Haus wurde nicht geöffnet“, fuhr der Kommissar fort. „Seien Sie mutig und folgen Sie mir hinunter. Alle, die sich daselbst befinden, werden sich in einer Linie aufstellen müssen, und wir zwei werden an ihnen vorbeisicheren.“

Dieses Ansinnen des Kommissars machte mich ganz bestürzt. Ach, was ich in diesen Minuten gelitten habe, kann ich nicht beschreiben! Ich sollte einen Menschen beschuldigen, auf einen bloßen Schauer hin! Wer würde es sein? Trotzdem zögerte ich keinen Augenblick, dem Kommissar in den Hof zu folgen. Es war da eine Menge von Menschen, alle aufs höchste erregt. Dienstmädchen, die Hausmeisterleute, einige Arbeiterfamilien. In der fahlen Dämmerung des Morgens war dieses Spalier, diese auf mich gerichteten blassen Gesichter etwas so Seltsames, daß ich einen Augenblick in Furcht gebannt stehen blieb. Der Kommissar zog mich weiter.

Ich schritt an seiner Seite wie ein Automat, mit geschlossenen Augen. Ich wagte nicht, sie aufzuschlagen. Während einiger Minuten, die mir endlos dünkten, wartete ich auf den verräterischen Schauer — — — und er kam! Dasselbe angstvolle, lähmende Gefühl, wie zwei Stunden früher im Stiegenhaus! Ich hielt an und rief: „Sie sind's! Sie sind der Mörder!“ — — — ohne zu wissen, wen ich beschuldige.

Dann öffnete ich die Augen und erkannte einen gewissen Bernard, gegen den meine Tante sich stets hilfreich gezeigt hatte, da er ein armer Teufel war und oft mit der Miete im Rückstand blieb.

Bernard starrte mich erblassend an und stammelte: „Aber, Fräulein — — wie können Sie das sagen!“

„Ich habe vier Kinder! Ich habe vier Kinder!“

Ich sah seine tödliche Angst, seine bebenden Lippen, und gegen meinen Willen rief ich noch einmal, so laut ich konnte: „Ja, Bernard, Sie sind der Mörder!“

Dann stürzte ich ohnmächtig zusammen.

Erst einige Tage später, nach einem wilden Fieber, kam ich zu mir, konnte mich wieder auf alles besinnen. Meine Kousine, die mich gepflegt hatte, erzählte mir das weitere. Man hatte bei Bernard die gestohlenen Wertsachen gefunden und nach einem kurzen Zeugnen hatte er sich zu einem Geständnis bequemt. Einen Monat später wurde er in Roquette hingerichtet — — —

Noch heute ungeachtet der langen Jahre, die seitdem verflossen sind, glaube ich die Stimme des alten Fräulein zu vernehmen, ihrer graufigen Erzählung zu lauschen. Sie war, nachdem sie geendigt hatte, in einen Tränenstrom ausgebrochen und es hatte lange gedauert, bis sie sich auf das Juteden meiner Mutter hin beruhigt hatte. Aber eines war mir in ihrer Erzählung unverständlich geblieben: die blutigen Abdrücke an dem Bettlaken und der Mauer. Ich befragte darüber Fräulein Josephine.

„Das ist ganz einfach“, erwiderte sie, „Bernard war Tischler und die Tante hatte durch ihn einen kleinen Wandschrank in der Höhe der Decke anbringen lassen, den eine Tapetentür verbarg. Er hatte ganz richtig vermutet, daß da die Wertsachen verborgen wären, und um sich nach dem Morde des Schatzes zu bemächtigen, mußte er den Weg über das blutbespritzte Bett nehmen.“